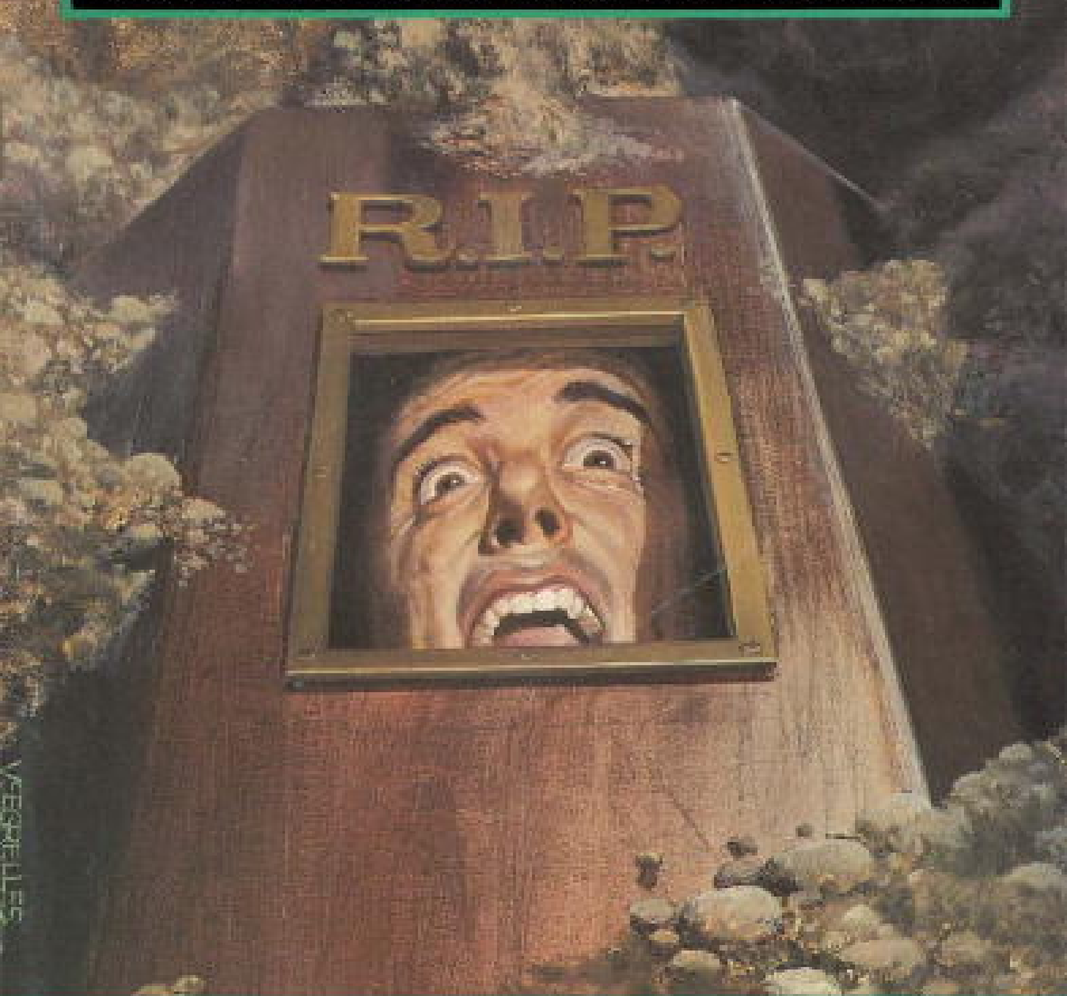
1,70 DM / Band 92
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Schreie aus dem Sarg



Schreie aus dem Sarg

Tony Ballard Nr. 92

von A.F.Morland

erschienen am 28.03.1986

Schreie aus dem Sarg

Die Ratte hatte Menschenaugen, und ihr magischer Biß war tödlich, denn er vergiftete das Blut - und keine Medizin der Welt konnte diese Vergiftung heilen. Die Ratte war einmal ein Mensch gewesen. Jetzt gehorchte sie den Gesetzen der Hölle. Im düsteren Schatten einer Nische wartete der schwarze Nager auf sein Opfer. Er war nicht ungeduldig, denn er war sich seines Opfers sehr sicher. Der Mann war bereits so gut wie tot - nur wußte er noch nichts davon. Der Name des Todgeweihten war… TONY BALLARD!

Chet Bosco nahm eine Prise Kokain. Er verwendete dazu ein Gabelröhrchen, das wie ein Y aussah, steckte sich die beiden Enden in die Nasenlöcher und holte tief Luft.

An die Dealer-Regel: Nimm nie etwas von deinem eigenen Zeug! hielt sich Bosco nicht. Er wußte, daß der Stoff ihn eines Tages kaputtmachen würde, aber es war ihm egal.

Männer wie er sollten nicht zuviel an die Zukunft denken, denn sie hatten meist gar keine.

Bosco kam aus der dreckigsten Ecke von Soho. Es war nicht leicht für ihn gewesen, sich hochzukämpfen, aber er hatte es mit eisernem Willen und zäher Vitalität geschafft.

Er war im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gegangen, und er erledigte auch heute noch Leute, die ihm unbequem waren, manchmal selbst.

Bosco war ein schmaler Windhund mit traurigen Augen. Er legte großen Wert auf teure Kleidung, trug mit Vorliebe weiße, schillernde Samtanzüge und schwarze Ausschlaghemden.

Man sollte sofort sehen, daß er kein armes Schwein mehr war, deshalb trug er an jedem Finger einen Ring und mehrere Goldketten um den Hals.

Daß er wie ein reicher Zuhälter aussah, wagte ihm niemand zu sagen, aber es war eine Tatsache, und seine rüpelhaften Manieren waren in den Lokalen, in denen er verkehrte, gefürchtet.

Er hing nicht sehr an seinem Leben. Nur eines war für ihn von Wert: seine Schwester Petula. Er vergötterte sie, und er wollte, daß sie ganz nach oben kam. Einen Platz in der Londoner High Society wollte er ihr verschaffen, aber sie war zu dumm. Sie begriff einfach nicht, daß sie, um dieses Ziel zu erreichen, nicht mit jedem kleinen Gauner ins Bett gehen durfte.

Chet Bosco hatte seine liebe Not mit seiner mannstollen Schwester. Wenn sie ein Mann mit feurigen Augen begehrend ansah, brannten bei ihr sofort alle Sicherungen durch, und sie verlor das bißchen Verstand, das sie hatte.

Seit zwei Tagen war sie spurlos verschwunden. Bosco hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie zu finden. Es war möglich, daß Leute, die ihm nicht wohlgesinnt waren, sich an der Kleinen vergriffen hatten.

Es war bekannt, daß man ihn auf diese Weise am schmerzhaftesten treffen konnte. Es war aber auch klar, daß sich jeder eine Himmelfahrts-Fahrkarte kaufte, der es wagte, sich an Boscos Schwester zu vergreifen.

Zwei Männer befanden sich bei Chet Bosco. Sie hatten in Erfahrung gebracht, wo sich Petula befand.

Der Gangsterboß stand langsam auf und kam hinter seinem

großformatigen Schreibtisch aus Palisanderholz hervor.
»Okay, Männer, sagt mir, wo sie ist. Wo hat sich dieses Miststück versteckt?«
»Sie ist in Southend on Sea, Boß.«
»Mit wem?«
»Mit Roc Natwick.«
Blanker Haß funkelte in Boscos Augen. »Mit Roc Natwick«, wiederholte er knurrend wie ein hungriger Wolf. »Er muß meschugge sein. Er weiß doch, was er damit aufs Spiel setzt.«
Boscos Männer schwiegen. Ihrer Ansicht nach traf Natwick keine Schuld. Petula war ein Luder. Wenn sie einen Mann haben wollte, bekam sie ihn auch.
Es hatte bisher noch keinen Kerl gegeben, der ihren Verführungskünsten nicht erlegen wäre. Die meisten von ihnen lebten nicht mehr. Chet Bosco hatte sie »aus dem Verkehr gezogen«, wie er das nannte.
»Wir fahren!« sagte er jetzt rauh zu seinen Männern. »Nach Southend on Sea!«

***

»Auf Wiedersehen, Tony«, sagte Pater Severin.
Ich drückte seine handkoffergroße Pranke. Der Priester war wieder der alte. Ich hatte meinen guten Freund, diesen wackeren Streiter für das Gute, wieder.
Terence Pasquanell, der Werwolfjäger aus den kanadischen Rocky Mountains, hatte mit seinem geheimnisvollen Wissen das schier Unmögliche geschafft - die Rettung Pater Severins. Und jetzt war er selbst ein Opfer der Hölle geworden.
»Wie geht es nun weiter?« fragte mich der große, kräftige Gottesmann.
Ich seufzte. »Keine Ahnung. Irgendwann wird man wohl von Pasquanells Missetaten hören. Bis dahin können wir nichts weiter tun, als zu warten. Ich hoffe, ich werde dabei kein Moos ansetzen.«
»Rufst du mich an, wenn du etwas über Pasquanell erfährst, Tony?« fragte Pater Severin.
»Okay, mach' ich«, gab ich zurück und ließ seine Hand los.
Terence Pasquanell hatte schreckliches Pech gehabt. Er hatte Pater Severin gerettet und war dabei verletzt worden. Wir mußten ihn schnellstens ins Krankenhaus bringen, sonst wäre er verblutet.
Weder Mr. Silver noch ich konnten wissen, daß wir den Werwolfjäger ausgerechnet in eine Klinik brachten, in der ein dämonischer Herzräuber sein Unwesen trieb.
Die Operation hatte Pasquanell überstanden, aber die Begegnung mit dem Höllendieb hatte er nicht überlebt. Wir wußten, daß Pasquanell

das Herz geraubt wurde, aber er war verschwunden und »lebte« nun irgendwo als Untoter weiter. Als Feind allen Lebens.

Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, wo sich Pasquanell befand, denn sein Herz hatten wir gerettet. Es war im magischen Safe meines Hauses eingeschlossen. Eingebettet in schwarze Magie und verschlossen in einem Aluminiumwürfel, schlug es immer noch.

Man hätte es dem Werwolfjäger wieder einpflanzen und versuchen können, ihn umzudrehen. Aber es gab keine Spur, die zu Terence Pasquanell führte.

»Du mußt demnächst zu uns kommen«, sagte ich zu Pater Severin zum Abschied. »Vicky wird Chili con carne kochen.«

Der Priester rollte die Augen. »Ich sterbe für Chili con carne.«

»Weiß ich, deshalb werden wir dir einen Topf vorsetzen, der größer ist als ein Wagenrad.«

Pater Severin schloß die Tür des Pfarrhauses hinter mir, und ich schob die Hände in die Hosentaschen. Es fing an zu dämmern. Ich war müde, ging in Gedanken versunken zu meinem schwarzen Rover und schloß die Tür auf.

Daß etwas hinter mir herhuschte, fiel mir nicht auf.

Ich schob den Schlüssel ins Zündschloß und dachte an Pasquanell.

Es würde nicht leicht sein, ihn in dieser Millionenstadt zu finden. Das war mal wieder die berühmte Stecknadel im Heuhaufen, nach der wir suchen mußten.

Aber wenn wir das unwahrscheinliche Glück haben sollten, den Werwolfjäger einzufangen, würden die Schwierigkeiten noch lange nicht zu Ende sein. Genau genommen begannen sie dann erst.

Ich wollte den Startschlüssel drehen, da gewahrte ich hinter mir eine Bewegung. Ich schaute in den Spiegel - und blickte in Terence Pasquanells Augen!

Im Körper einer Ratte!

Ich wußte was das zu bedeuten hatte…

***

Petula Bosco keuchte. Ein verzücktes Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, und sie genoß mit leidenschaftlicher Hingabe, was Roc Natwick mit ihr anstellte.

Mit gespreizten Fingern fuhr sie ihm durch das dunkle Haar, und sie flüsterte ihm verrückte Dinge ins Ohr, während sich ihr nackter Körper schlangengleich auf dem Laken hin und her bewegte.

Sie knabberte an seinem Ohrläppchen, biß ihn in die Schulter und grub ihm ihre spitzen Fingernägel in die schweißglänzende Haut.

»Roc, du bist der Beste«, sagte sie atemlos. »Du bist einfach super.«

»Bitte keine Ovationen«, gab er grinsend zurück.

»Ist aber wahr. Es ist einfach irre mit dir. Ich hatte noch nie so einen tollen Liebhaber.«

Er setzte sich auf und zündete sich eine Zigarette an. »Tja, gelernt ist eben gelernt, Baby. Ich muß sagen, daß du auch nicht übel bist.«

Sie strich sich das blonde Haar aus dem hübschen Gesicht. Eigentlich war sie so dunkel wie ihr Bruder. Ihr Haar war gefärbt.

Sie kicherte. »Wenn Chet uns so sehen würde… Er würde dich glatt umlegen.«

Roc Natwick griente. »Kann er nicht. Er braucht mich, denn ich bin ein Spezialist.«

Sie kraulte seine Brusthaare. »O ja, das kann ich bestätigen.«

»Spezialist für Alarmanlagen«, fügte Natwick hinzu.

»Hat Chet was vor?«

»Weißt du's nicht?«

»Er redet mit mir nicht über seine Geschäfte«, sagte Petula und küßte Natwicks Brustwarze.

»Dann tu's auch nicht«, entschied der Gangster.

»Hast du kein Vertrauen zu mir?« fragte Petula schmollend.

»Nein. Warum sollte ich? Weil wir miteinander geschlafen haben? Das ist ohne Bedeutung.«

»Ohne Bedeutung?« Sie richtete sich auf und stemmte empört die Fäuste in die Seiten. »Das ist ja wohl der Gipfel…«

Er betrachtete grinsend ihre üppigen Brüste und sagte: »Weißt du, daß du verdammt sexy bist? Komm her. Ich hab' noch nicht genug von dir.« Er legte die Zigarette in den Aschenbecher, griff in die Fülle ihres Haares, weil er wußte, daß sie es ein bißchen grob mochte, riß sie an sich und preßte ihr seine harten Lippen auf den Mund.

Und Petula schwanden erneut die Sinne…

Etwa eine Stunde später hielt ein Wagen vor dem Motel. Roc Natwick hatte geduscht und sich angezogen. Er wollte mit Petula essen gehen, aber das faule Stück war nicht aus dem Bett zu kriegen.

»Verdammt, willst du nicht endlich aufstehen und dich fertigmachen?« fragte Natwick ungeduldig. Er warf zufällig einen Blick durchs Fenster. »Meine Güte, da kommt Chet!« entfuhr es ihm.

Petula kicherte. »Damit kannst du mich nicht schrecken. Chet ist in London. Er hat keine Ahnung, wo wir sind.«

»Ich weiß nicht, wer es ihm gesteckt hat, aber jetzt ist er jedenfalls in Southend on Sea«, sagte Natwick aufgeregt. »Los, Petula, raus aus dem Bett! Nun mach schon! Verschwinde ins Bad. Wenn Chet dich im Bett sieht, dreht er durch.«

»Was regst du dich so auf? Er kann dich nicht umlegen, das hast du vorhin selbst gesagt. Weil du ein Spezialist bist. Für Alarmanlagen und für… kleine, liebeshungrige Mädchen.«

Natwick packte sie und riß sie aus dem Bett. Sie quiekte vor

Vergnügen, begriff den Ernst der Lage nicht.

»Mann, bist du stark, Roc.«

Er stieß sie ins Badezimmer, raffte ihre Kleider zusammen und warf sie ihr nach. Kaum hatte er die Tür geschlossen, da klopfte es, und Roc Natwick blieb der Atem weg.

Er war auf einmal nicht mehr so sicher, daß Chet Bosco ihn nicht umlegen konnte. Schließlich war er nicht der einzige Spezialist für Alarmanlagen. Er war zwar einer von den Besten, aber er war nicht unersetzlich.

Es klopfte wieder.

»Ja, ja, ich komm' ja schon!« rief Natwick energisch. »Wer ist denn da?«

»Chet Bosco«, kam es rauh durch die Tür.

»Chet!« Der Gangster tat überrascht. »Na sowas. Chet!« Er öffnete die Tür und lachte krächzend. »Tatsächlich, du bist es. Ich dachte, jemand würde sich mit mir einen Scherz erlauben. Chet, was machst du denn in Southend on Sea?«

Die Spannung knisterte, und Natwicks Herz schlug bis in den Hals hinauf.

»Dürfen wir reinkommen, Roc?« fragte der Gangsterboß.

»Aber selbstverständlich.« Mit weichen Knien gab Natwick die Tür frei.

Boscos suchender Blick blieb am zerwühlten Bett hängen. »War nicht leicht, dich zu finden, Roc.«

Natwick hob die Schultern. Er schloß die Tür hinter Bosco und seinen beiden Gorillas.

»Ich dachte, ich spann' mal ein bißchen aus, bevor's losgeht. Ich komme oft hierher. Immer dann, wenn ich genug von Autoabgasen und Hektik habe, wenn mich London ankotzt. Hier ist die Welt noch in Ordnung. Man kann sich bei langen Spaziergängen am einsamen Strand prächtig erholen. Wenn du mal so richtig gestreßt bist, kann ich dir Southend on Sea nur wärmstens empfehlen.«

»Ich bin zur Zeit gestreßt.«

»Wegen des geplanten Coups?«

»Natürlich auch deswegen. Leider habe ich keine Zeit für Southend on Sea. Ich dürfte eigentlich gar nicht hier sein. Mir geht's leider nicht so gut wie dir. Bist du allein hier, Roc?«

Der Gangster war versucht, zu nicken und ja zu sagen, doch dann schüttelte er den Kopf und sagte nein.

»Ich kann viel besser abschalten, wenn mir 'ne Mieze dabei hilft«, sagte Natwick. »Da werde ich zu 'nem ganz neuen Menschen.«

Chet Bosco wies auf die Badezimmertür. »Ist sie da drinnen?«

»Ja, Chet.«

»Würdest du ihr sagen, sie soll herauskommen?«

Natwick wurde die Kehle eng. »Wozu?« krächzte er.
»Ich möchte ihr guten Tag sagen.«
Natwick kratzte sich die schweißglänzende Stirn. »Hör mal, Chet, könntest du darauf nicht verzichten? Ich meine, vielleicht würde sie sich geehrt fühlen, die Bekanntschaft des großen Chet Bosco zu machen. Aber es könnte auch sein, daß es ihr furchtbar peinlich ist, wenn jemand weiß, was sie so treibt.« Er senkte die Stimme und schlug einen vertraulichen Ton an. »Sie ist eine verheiratete Frau, mußt du wissen, und ihr Mann ist'n Bulle.«
Bosco grinste. »Ich werd' sie schon nicht verpfeifen.«
»Chet, bitte… Sie hat nichts an.«
»Oh, wir gucken ihr schon nichts weg«, sagte der Gangsterboß und befahl seinen Gorillas, das Mädchen aus dem Bad zu holen.
Die vierschrötigen Kerle rammten die Tür auf. Im Bad quietschte das Mädchen, und gleich darauf stand sie neben Natwick, der am liebsten im Boden versunken wäre.
Ein Glück, daß Petula nicht mehr nackt war. Als sie ihres Bruders Stimme gehört hatte, hatte sie sich ganz schnell angezogen. Noch nie war sie schneller in ihren Sachen gewesen.
»Diese Mistkerle haben mir wehgetan!« beschwerte sich Petula. »Ich verlange, daß sie sich entschuldigen!«
Bosco zog die Mundwinkel verächtlich nach unten. »Weißt du, was du bist, Petula? Soll ich es dir sagen?«
»Ich bin deine Schwester.«
»Ja, du bist meine Schwester. Deshalb bedauere ich es ganz besonders, daß du so ein blödes Stück bist. Du hast nichts anderes als Männer im Kopf. Jeden Kerl, der dir gefällt, mußt du haben. Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst dich von meinen Leuten fernhalten, aber was tust du? Du steigst mit jedem, den du kriegen kannst, ins Bett.«
Bosco hatte sich warmgeredet. Nun schlug er zu. Petula schrie auf und fiel zu Boden.
Roc Natwick keuchte: »Bitte beherrsch' dich, Chet!«
»Halt dich da raus!« brüllte ihn Bosco an. »Das ist eine Familienangelegenheit!«
»Du mißverstehst die Situation, Chet.«
»Was ist denn da mißzuverstehen?«
»Es… es ist nichts zwischen Petula und mir vorgefallen.«
»Du hältst mich wohl für einen ausgemachten Idioten.«
»Wenn du's genau wissen willst, wir waren noch nicht soweit.«
»Wie ich meine mannstolle Schwester kenne, hat sie dir schon während der Fahrt hierher keine Ruhe gelassen, und du hast es genossen, du Schwein!« Bosco wandte sich wieder an seine Schwester. Sie schluchzte und rieb sich die glühende Wange. »Steh auf, du

verkommenes Früchtchen!«

Als sie nicht gehorchte, nickte Bosco seinen Gorillas zu, und die stellten das weinende Mädchen auf die Beine.

»Verdammt, Chet, du hast mich geschlagen!« schluchzte sie. »Dazu hast du kein Recht!«

Das trug ihr eine zweite Ohrfeige ein. Obwohl Natwick Angst hatte, trat er vor das Mädchen.

»Das reicht, Chet. Sie kann nichts dafür. Wenn du deine Wut unbedingt abreagieren willst, tu's an mir, denn ich bin der Schuldige. Ich habe Petula überredet, mit mir nach Southend on Sea zu fahren.«

Bosco kniff die Augen haßerfüllt zusammen. »Jedermann weiß es, Roc. Jedermann weiß, daß meine Schwester zu gut ist für Kerle wie dich. Ich habe Pläne mit ihr: Ich werde ihr einen reichen Politiker kaufen, oder einen Staranwalt, einen Lord. Wie konntest du es wagen, sie mit deinen dreckigen Fingern zu berühren?«

»Es… es tut mir leid, Chet. Ich weiß, daß ich es nicht hätte tun sollen, aber manchmal ist das Fleisch schwach…«

»So? Leid tut es dir? Sicher, es *wird* dir leid tun - *sehr* leid!« Bosco schlug zu, und der Schmerz machte Natwick rasend.

Er wußte plötzlich nicht mehr, was er tat, stürzte sich auf den Gangsterboß und drosch mit seinen Fäusten in blinder Wut auf ihn ein. Bosco prallte gegen die Wand.

Natwick griff nach seiner Kehle und drückte zu. Zorn und Haß verzerrten Boscos Gesicht. Er riß seine großkalibrige Pistole aus dem Hosenbund, richtete sie auf Natwick und zog den Stecher durch.

Wie vom Blitz getroffen brach der Mann zusammen.

***

Ich brauchte Terence Pasquanell nicht mehr zu suchen. *Er* hatte mich gefunden. Mit mordlüsternem Blick starrte er mich an, aber es war nicht der Untote, der sich hinter mir befand, sondern eine Ratte mit den Augen des Werwolfjägers.

Pasquanell war das Opfer einer magischen Attacke geworden. Ihm war dabei nicht nur sein Herz geraubt worden, er hatte auch seine Seele verloren, und diese befand sich nun in der Dämonenratte, die es irgendwie geschafft hatte, in meinen Rover zu gelangen.

Ich hatte in der Klinik zwei solche schwarze Nager vernichtet, und nun hatte ich es mit dem dritten Biest zu tun. Mehr Ratten gab es zum Glück nicht.

Das überdurchschnittlich große Tier duckte sich zum Sprung. Es hockte auf der Kante der Rückenlehne im Fond. Jetzt stieß sich die Ratte ab.

Sie tat es ungemein kraftvoll. Ich drehte mich um. Mein Wagen war zwar keine enge Sardinenbüchse, aber für einen solchen Kampf

dennoch ungeeignet.

Der Sitz, sonst so körpergerecht und bequem, machte mir das Umdrehen schwer. Das Lenkrad behinderte mich. Die Nackenstütze war mir im Weg, der Schalthebel ebenfalls.

Die Ratte war mir gegenüber hier drinnen im Vorteil. Ich spürte einen Schlag an der Schulter. Ihre Krallen bohrten sich durch meine Kleidung.

Ich schlug nach dem Biest, das meinen Hals erreichen wollte. Ich versuchte die Ratte von meiner Schulter zu fegen, und als das nicht klappte, packte ich das Tier mit beiden Händen.

Es hielt sich fest. Es drehte den Kopf hin und her und versuchte mich zu beißen. Hart und muskulös war das Tier. Es ließ nicht los. Ich schlug wieder mit der Faust zu.

Da gruben sich die scharfen Nagezähne in meine Schulter, und ich schrie vor Schmerz auf. Ich kannte die Wirkung eines solchen Bisses. In der Klinik waren ein Patient und eine Krankenschwester von Ratten verletzt worden.

Eine magische Blutvergiftung war die Folge gewesen, und wenn Mr. Silver nicht mit seiner Silbermagie helfend eingesprungen wäre, wären die Opfer nicht zu retten gewesen, denn mit Medikamenten konnte man einer magischen Vergiftung nicht beikommen.

Jetzt ließ der schwarze Nager los. Ich schleuderte ihn gegen die Beifahrertür, aber er kam wie ein Gummiball gleich wieder zurück und attackierte mich aufs neue.

Wieder biß mich die Ratte. Ich wurde diesem Tier nicht Herr. Ich mußte raus aus dem Rover, und zwar schnell. Meine Fäuste trafen das Tier.

Es fiel in den Fußraum. Ich zog blitzschnell die Beine an und öffnete die Tür. Ich sprang nicht aus dem Auto, sondern ließ mich hinausfallen.

Ich hatte die Tür gleich wieder ins Schloß werfen und die Ratte im Innenraum einschließen wollen, doch das Tier war schneller. Sie flitzte heraus und landete auf meiner Brust.

Ich spürte mein Blut aus den Wunden fließen, warm und klebrig. Atemlos wehrte ich die Angriffe des gefährlichen Tieres ab. Abermals wurde ich gebissen. Wieder durchzuckte mich ein wahnsinniger Schmerz, und die Ratte war drauf und dran, mir ihre Zähne in den Hals zu schlagen.

Ich krallte meine Finger in ihr Fell und holte mein Feuerzeug aus der Tasche. Das Biest würde mich töten, wenn ich ihm nicht zuvorkam. Ich drückte auf den Knopf, der aus meinem harmlosen Silberfeuerzeug einen magischen Flammenwerfer machte.

Die Lohe leuchtete hell. Mit einem kräftigen Schlag beförderte ich die Ratte von meiner Brust und schnellte auf die Knie. Sie wollte mir

sofort wieder an die Kehle fahren. Nichts schien ihr wichtiger zu sein, als mich zu töten.

Sie sauste vor, und ich brauchte nichts weiter zu tun, als ihr die Feuerlohe entgegenzuhalten. In ihrer blinden Mordlust ließ sie jede Vorsicht außer acht.

Es gab einen puffenden Laut. Der schwarze Nager wurde auseinandergerissen, und einer Stichflamme gleich wuchs vor mir eine transparente Gestalt hoch.

Die Ratte verging, und die Erscheinung löste sich auf. Meine Kopfhaut spannte sich schmerzhaft, als mir bewußt wurde, daß dieser Sieg auch eine Niederlage beinhaltete, denn ich hatte Terence Pasquanells Seele mit dem schwarzen Nager vernichtet.

Wie sollte der Mann jemals wieder so werden, wie er war - ohne Seele?

***

Petula starrte entsetzt auf Roc Natwick. Noch nie hatte ihr Bruder in ihrer Gegenwart zur Waffe gegriffen. Und jetzt hatte er gar einen Mann niedergeschossen!

Natwick war noch nicht tot, aber er würde sterben. »Du Idiot!« schrie Bosco den Schwerverletzten an. »Mußtest du mich angreifen?«

Natwick hatte behauptet, Bosco würde ihn brauchen. Nun sah er, wieviel er dem Boß wirklich wert war. Bosco hatte nicht gezögert, ihn niederzustrecken.

»Du mußt etwas für ihn tun, Chet!« sagte Petula mit zitternder Stimme.

Bosco schüttelte den Kopf und schob die Pistole in den Hosenbund. »Da ist nichts mehr zu machen.«

»Das kannst du doch nicht wissen. Bist zu Arzt?«

»Nein, aber ich kenne diese Verletzungen. Es ist sinnlos, Petula. Er hat keine Chance mehr.«

»Aber du kannst doch nicht einfach zusehen, wie er stirbt, Chet!«

Bosco wandte sich an seine Gorillas. »Wir nehmen ihn mit. Tragt ihn zum Wagen.« Er griff nach dem Arm seiner Schwester. »Und du kommst mit mir.«

Petula stolperte mit ihm nach draußen. Sie stiegen ein. Die Gorillas setzten Natwick auf den Beifahrersitz und gurteten ihn an. Der Schwerverletzte röchelte. Diese Geräusche gingen Petula durch Mark und Bein.

»Ich habe kein Mitleid mit ihm«, bemerkte Chet Bosco frostig. »Was geschehen ist, hat er sich selbst zuzuschreiben. Er hätte sich an die Spielregeln halten sollen. Anscheinend nahm er mich nicht für voll. Diesen Leichtsinn hat er nun zu büßen.«

»Er war so sicher, daß du ihm nichts tun würdest, weil er sich mit

Alarmanlagen auskennt.«

»O ja, da macht ihm keiner ein X für ein U vor, und vielleicht hätte ich ihm deshalb sein Leben geschenkt, wenn er nicht so verrückt gewesen wäre, mich anzugreifen.«

Einer der beiden Gorillas setzte sich hinter das Lenkrad, der andere nahm neben Petula Platz. Die beiden Kerle gehorchten Chet Bosco aufs Wort. Wenn er von ihnen verlangt hätte, im vierten Stock aus dem Fenster zu springen, hätten sie sogar das getan.

Bosco beugte sich vor und schlug dem Fahrer auf die Schulter. »Drück drauf, ja? Aber fahr nicht zu schnell. Wir können es uns nicht leisten, von einer Verkehrsstreife kontrolliert zu werden.«

Sie verließen Southend on Sea und erreichten bei Anbruch der Dunkelheit London. Die Fahrt war ohne Zwischenfall verlaufen. Natwick lebte noch, aber sein Leben hing bereits an einem sehr dünnen Faden.

Boscos Haus stand auf einem riesigen Grundstück, das von seinen Leuten bewacht wurde. Es war eine Prachtvilla. Sie war nicht für ihn gebaut worden, aber er fühlte sich darin sehr wohl.

Natwick wurde ins Haus getragen und auf ein Ledersofa gelegt. Petula mußte auf ihr Zimmer gehen, und damit sie nicht auf die Idee kam, zu verschwinden, stellte Bosco einen Mann vor ihre Tür.

Grimmig betrachtete Bosco den Schwerverletzten. »Da kann kein Arzt mehr helfen.«

»Wir müssen uns um Ersatz für ihn umsehen, Boß«, sagte einer der beiden Gorillas.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, murmelte Bosco nachdenklich. »Es wird schwierig sein, einen Mann aufzutreiben, der ihm das Wasser reichen kann, zumal die Zeit drängt…«

Bosco hatte längst eingesehen, daß er einen Fehler gemacht hatte, und er hätte ihn ausgebessert, wenn das noch möglich gewesen wäre. Aber da war nichts mehr zu machen.

Natwick lag mit wächsernem Gesicht und geschlossenen Augen da. Seine Lebensflamme wurde immer kleiner. Der Moment, wo sie erlöschen würde, rückte in greifbare Nähe.

»Ich habe diesmal zu unüberlegt gehandelt«, sagte Bosco. Er selbst durfte sich kritisieren. Von jedem anderen hätte er keine Kritik vertragen. »Ich hab' ihn zu gut getroffen.«

Natwick war ohnmächtig. Er würde sein Ableben nicht mitbekommen.

Irgendwann würde er aufhören zu atmen, und sein Herz würde stehenbleiben wie eine Uhr, deren Feder abgelaufen ist.

»Was ist mit Jerry Conrad?« fragte Bosco. »Er säuft zwar wie ein Loch, aber er ist wenigstens annähernd so gut wie Roc.«

»Jerry ist tot. Er hat die Entwöhnungskur nicht ausgehalten.

Vielleicht hätte er noch ein paar Jahre gemacht, wenn er sich nicht dazu entschlossen hätte, trocken zu werden.«

Bosco starrte Natwick wütend an. »Warum mußte er mir das antun, verdammt.«

»Es gäbe vielleicht eine ungewöhnliche Möglichkeit, zu verhindern, daß er den Löffel abgibt, Boß«, sagte einer der beiden Gorillas. Sein Name war Bill O'Hara. Er war ein Ire mit rotem Haar und einem kantigen Schädel.

Bosco blickte ihn neugierig an. »Was für eine Möglichkeit?«

»Etwas ganz Verrücktes. Ich hoffe, du denkst nicht, ich würde dich auf den Arm nehmen, Boß«, baute O'Hara vor.

»Nun sag schon, was du denkst!« verlangte Bosco ungeduldig.

O'Hara kratzte sich hinter dem Ohr und verzog dabei das Gesicht.

»Es gibt da einen Kerl… Also der behauptet, Dämonen beschwören zu können. Und nicht nur er behauptet es. Auch andere sind davon überzeugt, daß er das kann. Wenn es die Hölle, den Teufel, die Dämonen tatsächlich gibt, und wenn dieser Mann in der Lage ist, sich so einen Satansbraten dienstbar zu machen, müßte es doch eigentlich möglich sein, Rocs Tod zu verhindern. Oder er wird zum lebenden Leichnam, zu einem Zombie.«

»Du scheinst dir zu viele Horrorfilme anzusehen«, brummte Bosco.

»Wenn dir mein Vorschlag nicht gefällt, vergiß ihn«, schlug ihm Bill O'Hara vor.

Bosco ging ruhelos hin und her. Er starrte auf den Boden und massierte fortwährend seine Nasenwurzel.

»Die Sache ist verrückt, aber warum sollten wir sie nicht versuchen?« sagte der Gangsterboß. »Was haben wir zu verlieren? Ich glaube zwar nicht an diesen Hokuspokus, aber ich lasse mich gern eines Besseren belehren. Vielleicht gibt es wirklich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Wie heißt der Irre, der mit Geistern und Dämonen reden kann?«

»Calano«, sagte O'Hara.

»Okay, Calano. Und weiter?«

»Ich kenne nur diesen Namen.«

»Weißt du, wo er wohnt?« fragte Bosco.

»Ja, Boß.«

»Na schön, dann tun wir heute mal was ganz Verrücktes. Mal sehen, was dabei herauskommt. Sollte es Calano schaffen, uns Roc Natwick zu erhalten, wäre das von unschätzbarem Wert.«

Bill O'Hara verließ mit dem zweiten Gorilla das Haus des Gangsterbosses. Chet Bosco trat an das Sofa, auf dem Roc Natwick lag.

»Ein Zombie.« Er schüttelte den Kopf. »Ich muß spinnen. Aber vielleicht klappt's tatsächlich.«

***

Ich stand auf. Der Kampf war vorbei, die schwarze Ratte war erledigt, aber sie hatte mich mehrmals gebissen. Ich brauchte Hilfe. Mein Blick richtete sich auf das Pfarrhaus.

Pater Severin hatte keine Ahnung, was hier draußen passiert war. Sollte ich zu ihm zurückgehen? Helfen konnte er mir nicht, aber er konnte Mr. Silver anrufen und herholen.

Ich fuhr mir mit der Hand übers Gesicht, spürte den Schweiß, der die Haut bedeckte. Hatte ich Terence Pasquanell den Rückweg verbaut?

Ich hatte seine Seele mit der Ratte vernichtet.

Ich wollte die Tür schließen und ins Pfarrhaus gehen. In meinem Körper befand sich ein schmerzhaftes Ziehen. Das schwarze Rattengift schien schon zu wirken.

Die Vergiftung würde rasch fortschreiten, wenn der Ex-Dämon nicht bald etwas dagegen unternahm. Ich schaute über das Roverdach, und plötzlich durchlief es mich siedendheiß und eiskalt zugleich.

Terence Pasquanell!

Er trug einen Trenchcoat, mußte ihn im Krankenhaus gestohlen haben, denn auf der Intensivstation hatte er nur ein Anstaltshemd angehabt. Seine Beine waren nackt, und er hatte keine Schuhe an den Füßen.

Ihm fiel auf, daß ich ihn entdeckt hatte, und er zog sich sofort zurück.

Er verschwand um die Ecke. Diese einmalige Chance, ihn zu erwischen, durfte ich mir nicht entgehen lassen. Ich wußte nicht, wieviel Zeit mir zur Verfügung stand.

Wann würde mich das Rattengift umwerfen?

Obwohl es wichtig gewesen wäre, mir von Mr. Silver helfen zu lassen, erachtete ich es als noch viel wichtiger, mir Terence Pasquanell zu schnappen, bevor er Unheil und Tod verbreiten konnte.

Er war eine tödliche Gefahr für alle, die seinen Weg kreuzten. Ich mußte ihn mir schnappen, bevor er jemandem schaden konnte.

Er war um die Ecke verschwunden, und ich sprang in meinen Wagen, um ihm zu folgen.

***

Calano war ein alter, weißhaariger Mann, der sehr zurückgezogen lebte. Er ging selten aus dem Haus, und man munkelte, daß er manchmal in höchst unheimlicher Gesellschaft war.

Er stand nicht in ständiger Verbindung mit den Dämonen, denn es wäre zu mühsam und kräfteraubend gewesen, solche Verbindungen aufrecht zu erhalten, aber er kannte viele Schwarzblütler namentlich und wußte, wie er mit ihnen Kontakt bekommen konnte.

Manchmal brachte er ihnen kleine Opfer dar, oder er verrichtete für sie kleine Dienste. Es kam vor, daß sie von ihm Informationen haben

wollten. Dann zog er los, um sie zu beschaffen.

Er sah sich als ihr Diener, war selbst aber kein Schwarzblütler, sondern ein Mensch, der sich mit der Hölle arrangiert hatte. Dadurch brauchte er nicht zu befürchten, daß die schwarze Macht einmal etwas gegen ihn unternahm.

Er ließ sich nichts zuschulden kommen, war allen ein willfähriges Werkzeug und erledigte all jene Dinge, für die sich die Dämonen zu gut waren.

Er war ein Laufbursche der Hölle, und er rechnete damit, daß sich das irgendwann einmal bezahlt machen würde. Es gab »Jobs« in den Dimensionen des Schreckens, und jene, die sich ein Leben lang um die Hölle verdient gemacht hatten, hatten gute Aussichten, einen solchen zu ergattern.

Calano goß eine dampfende, übelriechende Brühe in ein tulpenförmiges Glas und trank davon. Das Gebräu war heiß, und Calano verzog sein faltiges Gesicht.

Dieser Saft hatte eine berauschende Wirkung. Wenn er ihn trank, öffnete sich in ihm etwas wie ein Trichter, auf die Dimensionen des Schreckens ausgerichtet.

Wenn er dann das Böse beschwor, fiel es ihm besonders leicht, es in sein Haus zu holen. Er hatte die Absicht, den dämonischen Hexenjäger Stockard Ross herbeizuzitieren.

Es gab eine weiße Hexe, die nicht weit von hier wohnte. Calano hatte sie zufällig als solche erkannt, obwohl sie gut getarnt gewesen war. Er wollte Stockard Ross einen entsprechenden Wink geben, damit er sich das Mädchen holte.

Gierig schlürfend schüttete Calano das übelriechende Zeug, dessen Zusammensetzung nur er kannte, in sich hinein. Je heißer er es hinunterbrachte, desto besser war die Wirkung.

Als er das Glas geleert hatte, wischte er sich mit dem Handrücken den Mund ab und setzte sich. Nun mußte der Trank wirken. Calano schloß die Augen und wartete.

Plötzlich schwang die Tür auf und knallte gegen die Wand. Jemand hatte sie mit einem kraftvollen Tritt geöffnet. Aber es war nicht Stockard Ross.

Calano riß die Augen auf und erhob sich, als er die vierschrötigen Männer eintreten sah. Sie hielten Revolver in ihren Fäusten.

»Na, Geister-Opa«, sagte Bill O'Hara grinsend. »Haben wir dich erschreckt? Wir sind doch nur ganz gewöhnliche Menschen. Du mußt doch andere Auftritte gewöhnt sein, wenn man den Gerüchten glauben darf.«

Der Mann an seiner Seite hieß Erroll Cosby. Er starrte den Weißhaarigen mit schmalen Augen an. »Laß dir keine Tricks einfallen, Calano, sonst bist du geliefert. Wir machen ein Sieb aus dir. Dann

kannst du hier keine Dämonenpartys mehr veranstalten.«

Die Wirkung des magischen Tranks brachte Calanos Augen unnatürlich zum Glänzen.

»Nun sieh dir mal diesen schlimmer Finger an«, sagte O'Hara grinsend. »Der scheint doch tatsächlich high zu sein. Sag mal, kiffst du, Calano? Was ist das für ein Zeug, mit dem du dich aufputschst?«

»Was wollen Sie in meinem Haus?« fragte Calano mit lauter, energischer Stimme.

O'Hara grinste weiter. »Du hast uns nicht eingeladen, he? Wir kommen oft uneingeladen. Damit erzielen wir unsere größten Erfolge.«

»O ja«, bestätigte Erroll Cosby. »Im Überraschen sind wir einsame Spitze.«

»Jemand hat Sehnsucht nach dir, alter Mann«, sagte O'Hara. »Ihm kam zu Ohren, daß du so allerlei Unfug mit Geistern und Dämonen anstellst, und er möchte, daß du ihm eine Privatvorstellung gibst. Im Klartext heißt das: Du kommst mit uns und machst keine Zicken, sonst schießen wir dir ein Loch in die Birne. Krall dir zusammen, was du brauchst, um Dämonen zu beschwören«, sagte O'Hara und wedelte mit der Waffe. »Aber ein bißchen plötzlich. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Was ich brauche, trage ich bei mir.«

»Um so besser. Dann Abmarsch!« kommandierte Erroll Cosby und stieß den Dämonenbeschwörer vor sich her.

Calano war ganz kurz versucht, einen Hilferuf in die Hölle zu schicken, aber dann fügte er sich und ließ sich von den Gangstern widerstandslos zu ihrem Wagen führen.

»Wie heißt der Mann, der mich sehen will?« fragte er während der Fahrt.

»Chet Bosco«, sagte Bill O'Hara, der im Fond neben dem Weißhaarigen saß. Erroll Cosby lenkte den Wagen. »Schon mal gehört, diesen Namen?« fragte der rothaarige Ire.

»Nein«, antwortete Calano.

O'Hara lachte. »Was sagt man dazu? Es gibt immer noch Leute, die nicht wissen, wer Chet Bosco ist. Sag mal, wo lebst du eigentlich, Alter? Hinterm Mond? Hast du schon mal Koks gekauft? Ich meine nicht den für'n Ofen. Ich rede von Kokain. Also wenn ja, ging's vorher mit Sicherheit durch Chet Boscos Hände. Kennst du dich nun aus? Aber Bosco ist nicht nur der Dealer Nummer eins in dieser Stadt. Er hat seine Finger auch noch in vielen anderen Geschäften drin. Ich denke, das reicht fürs erste. Mehr brauchst du nicht zu wissen. Wenn du Bosco den Gefallen erweist, um den er dich bitten wird, kannst du mit seiner Dankbarkeit rechnen.«

Sie brachten den Dämonenbeschwörer zum Hauptquartier. Der

Gangsterboß empfing ihn nicht in jenem Raum, in dem Roc Natwick lag. Er musterte den alten Mann und konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

»Der soll Dämonen beschwören können?« fragte Bosco skeptisch.

»Na ja, Boß«, erwiderte Bill O'Hara. »Er sieht zwar wie eine Witzfigur aus, aber vielleicht ist das nur Tarnung. Vielleicht hat er mehr auf dem Kasten, als man ihm ansieht.«

Bosco trat vor Calano. »Und high ist er auch«, bemerkte er verächtlich. »Ich würde sagen, ihr schmeißt ihn gleich wieder raus. Ich möchte nicht, daß sich seine Flöhe bei mir einnisten.«

»Wo er schon mal da ist, kannst du ihn doch testen«, sagte O'Hara.

Bosco blickte dem alten Mann in die glasigen Augen. »Ich halte von dem ganzen Blödsinn ehrlich gesagt herzlich wenig. Es war seine Idee.« Er wies auf O'Hara. »Und ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, wie du zu diesem merkwürdigen Ruf kommst, so, wie du aussiehst.«

»Ich kann Dämonen beschwören!« behauptete Calano. »Nicht jedermann ist dazu fähig. Man braucht dazu ein umfassendes Wissen, einen eisernen Willen, Mut…«

Bosco schaute O'Hara und Cosby an. »Ihr habt mir einen Geisteskranken ins Haus geschleppt.«

»Boß«, sagte O'Hara eindringlich. »Es gibt keinen Rauch ohne Feuer. Irgend etwas muß an den Geschichten, die man sich über ihn erzählt, dran sein.«

»Ich wette, er hat sie selbst in Umlauf gebracht.« Bosco musterte den Weißhaarigen mißtrauisch. »Aber gut, wir versuchen es. Komm mit.«

Er führte Calano zu Roc Natwick.

»Ist der Mann tot?« fragte der Dämonenbeschwörer.

»Noch nicht. Er ist noch zäher als du, aber er befindet sich bereits in der Zielgeraden und wird wohl bald die Lichtschranke passieren. Er ist ein tüchtiger Mann. Ich brauche ihn. Siehst du eine Möglichkeit, den Mann am Leben zu erhalten?«

Calano schüttelte den Kopf. »Nein, das ist unmöglich.«

»Na bitte«, wandte sich Chet Bosco wütend an O'Hara. »Er kann nichts tun. Er ist ein Bluffer, nichts weiter.«

»Uns wäre auch gedient, wenn uns dieser Mann als Zombie zur Verfügung stehen würde«, sagte O'Hara zu Calano. »Läßt sich in dieser Richtung nichts machen?«

»Doch«, sagte Calano, und alle spitzten die Ohren. »Wenn ich Yora bitte…«

»Wer ist Yora?« fiel ihm Chet Bosco ins Wort. »Alter, ich hoffe für dich, daß du mir kein Ungeheuer ins Haus holst, sonst mache ich dich höchstpersönlich kalt.«

Calano grinste. »Ich dachte, Sie halten mich für einen Bluffer.«

»Wer ist Yora?« fragte der Gangsterboß unwillig.
»Sie ist eine Totenpriesterin«, antwortete Calano.
»Ein Dämon?«
»Ja. Man nennt sie auch das Mädchen mit dem Seelendolch. Sie tötet mit dieser Waffe Menschen, verschafft der Hölle auf diese Weise Seelen, und aus den Getöteten werden Zombies.«
»Ich glaube, ich spinne«, sagte Chet Bosco. »Das kann es doch nicht alles wirklich geben.«
»Soll ich Yora rufen?« fragte Calano.
»Okay. Sehen wir uns die Höllenlady mal an.«

***

Ich trat das Gaspedal durch und ließ den Rover abzischen. Pasquanell hatte keinen großen Vorsprung. Wenn ich Glück hatte, konnte ich ihn in wenigen Augenblicken stellen.
Er würde kämpfen, würde mich töten wollen. Die Situation war verrückt. Dieser Mann hatte Pater Severin dem Leben wiedergegeben. Ich durfte ihn nicht vernichten. Ich mußte sein Leben schonen. Das bedeutete, daß ich nicht mit aller Kraft gegen ihn angehen konnte, während er es *tun* würde. Obwohl er mein Todfeind war, mußte ich ihn wie einen Freund behandeln.
Er war zur bedauernswerten Kreatur geworden, aber er konnte nichts für das Schicksal, das ihn ereilt hatte.
Ich raste auf die Straßenecke zu, bremste erst kurz davor und zog den Rover im Power Slide in eine enge Kurve. Ein Wagen kam mir entgegen.
Das Roverheck brach aus, aber ich verlor nicht die Kontrolle über das Fahrzeug. Ich kam gut an dem entgegenkommenden Auto vorbei, gab den PS tüchtig die Sporen und sah Terence Pasquanell zwischen zwei eng beisammenstehenden Häusern verschwinden.
Dieser Halunke wußte, warum er ausgerechnet diesen Weg einschlug. Ich kam dort mit dem Wagen nicht durch. Wenn ich mich nicht abhängen lassen wollte, mußte ich dem Werwolfjäger zu Fuß folgen.
Vollbremsung!
Ich stand auf kürzeste Distanz und sprang aus dem Wagen. Meine Müdigkeit war verflogen. Der Jagdinstinkt prägte mein Handeln. Ich konnte förmlich spüren, wie das Adrenalin durch meine Adern kreiste. Ich hatte im Moment keine Schmerzen und dachte nicht an das Gift des schwarzen Nagers.
Nichts war mir im Moment wichtiger, als Terence Pasquanell zu kriegen.
Er überkletterte einen Maschendrahtzaun und verschwand auf dem riesigen Gelände eines Schrottplatzes. Dort gab es Tausende von Möglichkeiten, sich zu verstecken.

Wie sollte ich den Werwolfjäger ausfindig machen?

Während ich auf den Zaun zurannte, überlegte ich, ob es nicht besser gewesen wäre, erst Mr. Silver, Roxane und Boram zu alarmieren. Zu viert hätten wir dann den Schrottplatz durchkämmen können, aber es bestand die Gefahr, daß Pasquanell inzwischen das Weite gesucht hätte.

Nein, ich mußte allein um diesen Erfolg kämpfen. Grimmig sprang ich am Gitter hoch. Ganz kurz meldeten sich die Schmerzen wieder. Ich stöhnte auf, kletterte aber weiter, so schnell ich konnte, sprang auf der anderen Seite zwischen die hohen Blechhaufen.

Wahre Alteisengebirge türmten sich vor mir auf. Durch eines der Täler schlich ich. Meine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Ich mußte ständig mit einem Angriff des Werwolfjägers rechnen.

Aus der Dämmerung war inzwischen Dunkelheit geworden. Das erschwerte meine Suche erheblich. Manchmal erschreckten mich Geräusche, und ich fuhr mit angehaltenem Atem herum, ohne jedoch attackiert zu werden.

Obwohl Terence Pasquanell keine Augen mehr besaß, war ich davon überzeugt, daß er mich auf Schritt und Tritt »beobachtete«. Ich glaubte, seine Nähe zu fühlen.

Immer wieder bildete ich mir ein, er würde ganz dicht hinter mir stehen, aber wenn ich mich umdrehte, sah ich, daß ich allein war. Das ekelhafte Gefühl ließ sich nicht abschütteln. Es klammerte sich an mir fest wie eine große lästige Laus.

Ich scheuchte eine Katze auf. Sie nahm ängstlich Reißaus, sprang über klapperndes Blech und verschwand. Wieder herrschte Stille. Ich konnte das Schlagen meines Herzens hören.

Da! Ein leises Knirschen, direkt vor mir! Ich blieb stehen, duckte mich und strengte die Augen an. War das Pasquanell? Ich sah ihn nicht, sah nur eingedelltes, rostiges Blech, aber dahinter konnte der Werwolfjäger stehen.

Ich ging vorsichtig weiter, setzte meine Schritte mit Bedacht, um mich mit keinem Geräusch zu verraten. Drei Schritte fehlten noch, dann würde ich sehen können, wer oder was sich hinter dem Blech befand.

Zwei Schritte…

Mein Puls beschleunigte. Ich hätte nicht gedacht, daß Pasquanell einmal für soviel Aufregung sorgen würde.

Ein Schritt…

Ich hielt noch einmal ganz kurz an, bereitete mich auf den Sprung vor, und dann federte ich hoch. Aber Terence Pasquanell war nicht da.

Er befand sich *hinter mir*! Mochte der Teufel wissen, wie er das geschafft hatte.

***

Calano schickte sich an, seinen mageren Oberkörper zu entblößen.

»Sag mal, was soll das denn werden?« fragte Chet Bosco. »Mit *dem* Strip lockst du doch keinen toten Hund hinterm Ofen hervor. Denkst du, mit der Jammergestalt Eindruck auf Yora zu machen?«

Calano war tätowiert. Eine große blaue Teufelsfratze befand sich auf seiner knöchernen Brust. Der Dämonenbeschwörer bestrich die Fratze mit gelblichem Talg, der nach Schwefel roch.

»Er nimmt das Ganze verdammt ernst, was?« sagte Chet Bosco grinsend. Er glaubte nicht, daß ihn Calano mit irgend etwas verblüffen konnte. Der Mann war ein Irrer, ein Aufschneider. Die Begegnungen mit finsteren Dämonen spielten sich bestimmt nur in seinem Kopf ab.

Der magische Trank erleichterte es dem Dämonenbeschwörer, Verbindung mit der schwarzen Jenseitswelt aufzunehmen. Sein Geist durchdrang die Mauern des Hauses, begab sich auf die Suche.

Er begegnete schwarzen Wesen, fragte sie nach Yora. Nicht immer bekam er Antwort. Dann wußte sein Geist, welche Richtung er einschlagen, wohin er seinen Ruf senden mußte.

Irgendwann erreichte dieser Ruf Yora. Es kam zu einer geheimnisvollen Kommunikation, die nur wenige Menschen nachvollziehen können, und Yora willigte ein, zu erscheinen.

In Chet Boscos Haus flimmerte plötzlich die Luft, und dann trauten die Gangster ihren Augen nicht, als sie ein Mädchen sahen, das ein langes, weißes Gewand trug.

Es war der Blutornat, der mit starken schwarzmagischen Zeichen bestickt war.

»Da ist die Tante«, sagte Chet Bosco überwältigt. »Wer hätte gedacht, daß das wirklich klappt.«

Yora hatte Kälte mitgebracht. Die Raumtemperatur sank merklich ab. Sie war eine Schönheit mit schulterlangem, dichtem roten Haar und grünen Augen.

Bosco grinste. »Ich dachte, Dämonen wären widerliche Geschöpfe mit eitrigen Geschwüren und Warzen auf der Nase. Mädchen, ich muß gestehen, du bist 'ne Wucht.«

Yora sagte nichts. Sie schaute den Gangsterboß nur kalt und unnahbar an.

»Hat dich wirklich dieser Alte in mein Haus geholt?« fragte Bosco unsicher. »Oder handelt es sich um einen raffinierten Trick? Dann müßt ihr ihn mir beibringen.«

Die tätowierte Teufelsfratze auf Calanos Brust schien zu leben. Sie hatte ihre Farbe verändert, ohne daß es den Gangstern aufgefallen wäre.

Blutrot war sie nun, und der Teufelsmund knurrte einen Namen: »Yora!«

»Bauchreden kann er auch«, bemerkte Bill O'Hara. »Er versteht, etwas

aus dieser Situation zu machen.«

Calano sprach durch den Teufelsmund zu Yora: »Hab Dank, daß du meinem Ruf gefolgt bist. Es war schwierig, dich zu finden. Ich bin froh, daß es mir gelungen ist. Diese Männer brauchen deine Hilfe. Bist du bereit, sie anzuhören?«

»Er kriecht vor ihr auf dem Bauch«, sagte Chet Bosco kopfschüttelnd. »Mann, Calano, sie ist doch nur ein Mädchen.« Er wandte sich an die Dämonin. »Jetzt hör mir mal zu, Höllenmieze. Wir haben hier ein Problem, und ich möchte, daß du uns hilfst, ist das klar?«

Yora starrte ihn durchdringend an. »Du solltest in einem anderen Ton mit mir reden.«

»Sehe ich ja gar nicht ein. Ich bin Chet Bosco. Ich falle vor keinem Mädchen auf die Knie. Du wirst mir einen Gefallen erweisen, und ich werde dich dafür bezahlen.«

»Bezahlen? Womit?«

»Schon mal was von Geld gehört?«

»Ich habe für Geld keine Verwendung.«

»Es wird sich erst zeigen, ob du überhaupt 'nen löchrigen Penny wert bist. Komm her!« Bosco beförderte Calano mit einem Stoß zur Seite. »Weg da! Mach Platz!«

Yora kam näher. Boscos Blick tastete sie ungeniert ab. »He, da fällt mir ein, du kannst mir hinterher noch einen anderen Gefallen tun. Bist'n schnuckeliges Ding.«

Er streckte die Hand aus und wollte sie tätscheln, doch bevor er ihre Wange berührte, bekam er einen magischen Schlag, der ihn laut aufbrüllen ließ.

Er krümmte sich, stöhnte und röchelte. Seine Gorillas reagierten so, wie es ihnen zukam: Sie griffen nach den Kanonen, doch Yoras Magie schmetterte ihnen die Waffen aus der Hand.

Ohne den Gangsterboß anzufassen, fügte sie ihm schreckliche Schmerzen zu. Er schrie. Sie zwang ihn auf die Knie. Er begriff zum erstenmal die ungeheure Macht, die der Dämonin zur Verfügung stand; eine Macht, die er nicht begreifen konnte, die er aber zu spüren bekam.

»Niemand darf so mit mir reden, wie du es getan hast!« zischte die Totenpriesterin. »So einen Ton lasse ich mir nicht bieten!«

Chet Boscos Gesicht war verzerrt. Er glaubte, seine letzte Stunde hätte geschlagen.

»Du wirst mir Achtung und Respekt zollen!« sagte Yora.

»Ja!« schrie Bosco. »Ja…!«

»Sollte ich dir helfen, werde ich es aus freien Stücken tun, und nicht, weil du es von mir verlangst.«

Der Gangsterboß nickte verzweifelt. Er war mit allem einverstanden. »*Ich* bestimme, was geschieht!« sagte die Totenpriesterin rauh. »*Ich*

treffe die Entscheidungen, und du wirst dich mir bedingungslos unterwerfen, so, wie es dieser alte Mann tut, sonst werde ich dich töten.«

Bosco rann der Schweiß in Strömen übers Gesicht. O'Hara und Cosby standen verdattert da und wußten nicht, was sie tun sollten. Helfen konnten sie ihrem Boß nicht.

Sie sahen, wie er litt und wollten nicht, daß ihnen Yora ebensolche Schmerzen bereitete.

»Hast du mich verstanden?« fragte die Totenpriesterin.

»J-a-a-a…«, gurgelte Chet Bosco.

Yoras unsichtbare Kraft ließ von ihm ab. Er war noch nie so sehr erniedrigt worden. Noch dazu von einem Mädchen. Als die magische Kraft ihn nicht mehr in ihren Klauen hielt, sackte er zu Boden. Er brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln.

Als die Schmerzen nachließen, stand er unbeholfen auf. Yora blickte ihn triumphierend an. Ein grausames Lächeln umspielte ihren Mund. Sie kostete diesen Sieg voll aus. Die Machtdemonstration war ihr gut geglückt. Chet Bosco kannte jetzt seinen Platz. Er war nicht über ihr, sondern sehr, sehr weit unter ihr.

»Also«, herrschte die Totenpriesterin den Gangsterboß an. »Worum möchtest du mich bitten? Du wolltest mich doch um einen Gefallen *bitten*, oder?«

Chet Bosco wies auf Roc Natwick. »Er ist der beste Spezialist für Alarmanlagen. Ich plane einen Juwelenraub. Er sollte dabei mitmachen, aber der Idiot vergriff sich an meiner Schwester, und dann ging er auch noch mit den Fäusten auf mich los. Ich schoß ihn nieder. Aber seine Mitwirkung am Coup wäre wichtig. Wenn er daran teilnehmen könnte… Als Zombie… Damit wäre uns sehr geholfen.«

Yora holte einen spitzen, zweischneidigen Dolch aus ihrem Gewand.

»Du wirst mir die Beute vorlegen«, sagte sie. »Ich werde sie mir ansehen und mir nehmen, was mir gefällt.«

»Ich dachte, du hättest für Geld keine Verwendung.«

»Für Geld nicht, aber für die Augen des Todes.«

Bosco sah sie verdattert an. »Woher weißt du davon?«

»Sie werden ebenfalls ausgestellt, nicht wahr?«

Bosco nickte. »Ja. Es sind wertvolle Diamanten, kunstvoll bemalt.«

»In meinen Händen wird ihr Wert ins Unermeßliche steigen«, behauptete Yora. »Deshalb wirst du sie mir übergeben.«

Bosco knirschte. Es war ein Fehler gewesen, Roc Natwick niederzuschießen, aber es war ein noch viel größerer Fehler gewesen, dieses Mädchen aus der Hölle in dieses Haus zu holen.

Aber er hatte nicht wissen können, daß so etwas möglich ist.

Yora trat vor den sterbenden Verbrecher. Bosco wich einen Schritt zurück. Er biß sich nervös auf die Unterlippe, während die

Schwarzblütlerin den Seelendolch ansetzte.

Die Anwesenden konnten nicht sehen, was passierte, denn Yora kehrte ihnen den Rücken zu. Aber es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um es sich vorstellen zu können.

Yora schnitt dem Mann die Seele aus dem Leib und schickte sie in die Hölle, und während sich die Seele auf die Reise machte, wurde Roc Natwick zum Zombie.

Unauffällig vollzog sich die Verwandlung. Niemand im Raum hatte mitbekommen, daß Natwick starb. Niemandem fiel auf, daß schwarzes Leben in seinen Körper kroch und sich darin ausbreitete, um ihn zu beleben.

Yora trat zur Seite.

Chet Bosco starrte auf Natwicks Gesicht, das jetzt grau war. Kein Muskel zuckte in diesem Antlitz. Bosco wußte nicht, ob Yora ihre Arbeit schon getan hatte.

»Was… was ist mit ihm? Lebt er noch?« fragte der Gangsterboß.

»Er lebt schon wieder«, antwortete Yora.

»Er regt sich nicht.«

»Laß ihm Zeit. Er muß sich an sein zweites Leben erst gewöhnen.«

»Er ist jetzt ein… Zombie? Ein lebender Leichnam? Wenn er aufsteht, wird er dann versuchen, uns zu töten?« fragte Chet Bosco.

»Ich habe dafür gesorgt, daß er dir gehorchen wird«, sagte Yora. »Versuch es. Befiehl ihm, aufzustehen.«

Bosco leckte sich die Lippen. »Kann er mich denn schon hören?« Er rieb sich die Handflächen an der Hose trocken. Dann sagte er rauh:

»Na schön, Roc, steh auf!«

Alle warteten gespannt. Natwick gehorchte nicht. Chet Bosco warf der Totenpriesterin einen unsicheren Blick zu.

»Hab ich etwas falsch gemacht?«

Die Antwort bekam er von Natwick. Ein Ruck ging plötzlich durch den toten Körper, und dann öffnete der Leichnam langsam die Augen. Er drehte den Kopf, wandte Bosco das graue Gesicht zu. Seine Augen waren blicklos, gebrochen.

Er setzte sich auf. Seine blutgetränkte Kleidung glänzte. Neben dem Ledersofa kam er mit eckigen Bewegungen auf die Füße.

»Er wirkt unbeholfen«, stellte Chet Bosco fest.

»Das gibt sich mit der Zeit«, sagte Yora. »Er wird seinen Körper bald so wie früher beherrschen.«

»Das hoffe ich, denn so, wie er jetzt ist, kann ich ihn nicht gebrauchen.«

»Er wird jeden deiner Befehle ausführen«, sagte Yora. »Und er ist so gut wie nicht zu stoppen.«

»Du meinst, man kann ihn nicht umlegen, weil er bereits tot ist.«

»So ist es.«

»Ist er überhaupt nicht zu vernichten?« fragte Chet Bosco.
»Mit weißmagischen Waffen kann man ihn töten. Er ist auch verloren, wenn man sein Gehirn zerstört. Aber sonst ist er kugelfest.«
»Kugelfest«, wiederholte der Gangsterboß und rieb sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger. »Das ist natürlich ein ungeheurer Vorteil.« Er wandte sich an O'Hara und Cosby. »Stellt euch das mal plastisch vor, Jungs. Roc marschiert in die Ausstellung, ohne daß ihn jemand daran hindern kann. Das eröffnet ganz neue Aspekte. Man ballert auf ihn, aber er schluckt die Kugeln wie nichts, räumt die Klunker ab und bringt sie mir.«
»Du willst ihn allein einsetzen, Boß?« fragte O'Hara. »Das finde ich nicht so gut. Man könnte ihn überwältigen.«
»Ein Trio«, sagte Chet Bosco und schnippte mit dem Finger. »Ein Zombie-Trio. Drei unverwundbare Männer, Spezialisten allererster Garnitur! Sie ziehen los und begehen den Raub des Jahrhunderts.« Seine Augen leuchteten. »Juwelenexperten. Fachleute für Juwelenraub. Wißt ihr, an wen ich denke?«
»George Quinn und Brian Hawke?« fragte O'Hara.
»Genau. Sie haben einen Blick für wertvolle Juwelen. Ich hätte sie für mein Unternehmen nie gewinnen können, aber wenn Yora sie zu Zombies macht, werden sie mir gehorchen. Die namhaftesten Juwelenräuber Englands werden für mich arbeiten. Ich brauche nur zu Hause zu sitzen und zu warten, bis sie mir die Beute bringen. Niemand wird sie aufhalten können und sie werden mich auch nicht betrügen, denn sie haben kein eigenes Interesse mehr an den Juwelen.«
»Hört sich gut an, Boß«, sagte O'Hara.
»Mit einer solchen Entwicklung habe ich nicht gerechnet«, sagte Bosco. »Yora, du bekommst die Augen des Todes, und wenn du dir sonst noch etwas von der Beute nehmen möchtest, geht das in Ordnung. Es wird für uns immer noch genug übrigbleiben. Aber ich brauche noch zwei Männer.«
»Das ist kein Problem«, sagte das Mädchen mit dem Seelendolch.
»George Quinn und Brian Hawke. Du machst sie zu lebenden Leichen, okay?«
»Du kannst mit ihnen rechnen.«
Der Gangsterboß rieb sich grinsend die Hände. »Ich kann das alles immer noch nicht richtig begreifen, aber Freunde, für uns bricht eine neue Ära an. Das Zombie-Trio macht uns unschlagbar. Keiner anderen Gang steht so eine ›Waffe‹ zur Verfügung. Ich werde bald die Nummer eins in dieser Stadt sein.«

***

Terence Pasquanell!
Er stürzte sich auf mich. Ich schlug aus der Drehung zu und duckte

mich gleichzeitig. Meine Faust schien einen Sandsack zu treffen. Der Schlag erzielte keine Wirkung.

Pasquanells Hände griffen über mich hinweg. Ich wuchtete mich mit der Schulter gegen ihn. Er klappte in der Mitte zusammen, hing mit dem Oberkörper über meine Schulter.

Ich richtete mich auf. Er verlor den Bodenkontakt. Ich drehte mich mit ihm und schleuderte ihn zwischen das Alteisen.

Doch Pasquanell blieb nicht liegen, sondern erhob sich sofort wieder. Ich wollte die winzige Zeitspanne nützen, um an meine magischen Wurfsterne zu gelangen.

In diesen Silberdingern, die geweiht und mit weißmagischen Symbolen verziert waren, steckt eine Kraft, mit der ich den gefährlichen Werwolfjäger schwächen konnte.

Er schien zu ahnen, was ich vorhatte, und verhinderte es sofort. Ich kam nicht an die Sterne, mußte die wuchtigen Schläge abblocken, mit denen mich der Untote fertigmachen wollte.

Einmal durchschlug er meine Deckung, und ich landete prompt auf dem Boden. Ich japste nach Luft. Jemand schien siedendes Öl in meinen Magen gefüllt zu haben.

Pasquanell wollte nach meinem Kopf treten, aber ich warf mich zur Seite, fing den vorsausenden Fuß des Zombies ab und riß ihn hoch.

Der Kanadier verlor das Gleichgewicht und stürzte. Ich griff nach einem schweren, vom Rost zerfressenen Eisenrohr.

Doch bevor ich es hochschwingen konnte, rammte mir der Untote beide Beine gleichzeitig gegen die Brust, und ich landete mitten im Schrott.

Polternd fielen schwere, kompakte Eisenteile auf mich, drückten mich nieder und hielten mich fest.

Dachte Pasquanell, mich erledigt zu haben?

Er setzte den Kampf nicht fort. Reglos stand er für wenige Sekunden da. Ich sah sein Gesicht zwischen dem vielen Eisen, unter dem ich begraben war.

Grauenerregend sah der bärtige Mann aus. Er hatte die Augen offen, aber es gab keine Augäpfel mehr. Schwarze Höhlen »starrten« mich an. Dann zog sich der bärtige Mann zurück.

Nach wie vor wollte ich ihn nicht entkommen lassen. Sobald er weg war, versuchte ich unter den Eisentrümmern hervorzukriechen. Ich mußte mich mächtig anstrengen.

Ich schob und drückte die Last von mir, keuchte und schwitzte, war für jeden Zentimeter dankbar, den ich gewann. Die Zeit raste dahin. Pasquanells Vorsprung vergrößerte sich mit jeder Sekunde.

Je weiter er sich entfernte, desto schwieriger würde es sein, ihm auf den Fersen zu bleiben. Schneller! schrie es in mir. Mach schneller, sonst ist er weg.

Ich zwängte mich unter Aufbietung meiner ganzen Kraft unter dem schweren Wirrwarr hervor, stand schnaufend auf und rannte in die Richtung, in die der Werwolfjäger verschwunden war.

Dunkelheit. Wieder mußte ich Terence Pasquanell suchen. Aber diesmal hatte er sich nicht versteckt. Ich hörte das Rasseln des Maschendrahtzauns und änderte sogleich meine Laufrichtung.

Pasquanell war im Begriff, den Schrottplatz zu verlassen. Soeben ließ er sich jenseits des Zauns in eine hohe Buschgruppe fallen.

Die Jagd ging weiter!

So leicht ließ ich mich nicht abschütteln. Mit meiner Hartnäckigkeit hatte ich schon so manchen Gegner zur Verzweiflung gebracht. Atemlos erreichte ich den Zaun.

Zweige pfiffen und knackten. Terence Pasquanell wühlte sich durch die Büsche. Ich zog mich an den Metallmaschen hoch, setzte die Schuhspitzen in die Löcher und überwand das Hindernis in einer guten Zeit.

Dann kämpfte auch ich mich durch die Büsche, aber an einer anderen Stelle. Die Zweige kratzten mich und wollten mich mehrmals zu Fall bringen.

Als ich die Buschwand endlich hinter mir hatte, sah ich ein riesiges Grundstück, das sich vor mir ausbreitete. Doch ich sah leider nicht nur das.

Ich erblickte auch zwei Männer mit Galgenvogelvisagen, die mich in die Mündung ihrer Kanonen sehen ließen und unfreundlich schnarrten: »Pfoten hoch, Freundchen, sonst knallt's!«

***

Nicht nur Yora wußte von den Augen des Todes. Auch Arma, die Zauberin, hatte davon erfahren, und sie war deshalb nach London gekommen.

Es hieß, daß diese bemalten Diamanten in den Händen von Schwarzblütlern eine gefährliche Waffe wären, und Arma hatte schwarzes Blut in ihren Adern.

Wenn es ihr gelang, die kostbaren Diamanten in ihren Besitz zu bringen, würde es ein Leichtes sein, die tödliche Kraft, die in ihnen wohnte, zu aktivieren.

Arma ahnte nicht, daß Yora die Augen des Todes ebenfalls haben wollte. Sie hätte darauf aber auch nicht verzichtet, wenn sie von Yoras Wünschen gewußt hätte.

Sie mochte Yora nicht. Die Totenpriesterin hielt sich für etwas Besonderes, doch das war sie in Armas Augen nicht.

Die Zauberin war mit Metal, dem Silberdämon, befreundet. Er hatte geglaubt, sie wäre verloren, als der Zauberer Parthos mit seinem Lichtschwert ihren Geist aus Roxanes Körper - den sie übernehmen

wollte - vertrieben hatte, doch inzwischen hatte ihr Geist einen anderen Körper gefunden: jenen der Hellseherin Vazira, die ihr aufs Haar glich.

Man konnte sagen, Arma war wieder die alte. Niemand hatte sich darüber mehr gefreut als Metal. Sie hatte sich kürzlich mit ihm in einer anderen Dimension getroffen, und er hatte versprochen, bald hierher nachzukommen.

Sie war ein sehr schönes Mädchen mit langem kastanienbraunem Haar und dunklen Augen.

Die Hölle, das Grauen - in einer Super-Luxusverpackung!

Niemand sah Arma ihre Gefährlichkeit an, und sie würde noch gefährlicher sein, wenn sich die Augen des Todes in ihrem Besitz befanden.

***

Ich hob die »Pfoten«; was blieb mir anderes übrig. Der Schweiß rann mir in salzigen Bächen übers Gesicht, und ich keuchte wie ein Marathonläufer, der die 42 Kilometer endlich hinter sich hat.

Die Revolvermänner ließen mich nicht aus den Augen. »Das ist Privatbesitz, Kumpel. Was hast du hier zu suchen?« wurde ich gefragt.

»Ich bin hinter einem Mann her«, sagte ich.

»Wir auch, nämlich hinter dir. Wir hatten nur mehr Glück als du.«

Von Terence Pasquanell war nichts mehr zu hören. Er verhielt sich still, dieser Bastard, damit man nicht auf ihn aufmerksam wurde.

»Sieh mal nach, wen wir da haben, Clay«, sagte einer der beiden Kerle.

Clay kam vorsichtig näher. Er drückte mir seine Waffe an den Hals und ließ mich wissen, daß er einen sehr nervösen Zeigefinger habe. Ich hatte es nicht gern, daß der Mann mich abkrabbelte, aber ich konnte es nicht verhindern.

»Soll ich dir was sagen, Ray«, sagte Clay. »Der Typ sieht aus wie'n Bulle.«

»Auf so was sind wir hier nicht gut zu sprechen, Mann.« sagte Ray.

Clay fingerte meine Brieftasche heraus und lachte gleich darauf rauh.

»Viel danebengeraten habe ich nicht. Er heißt Tony Ballard und ist Privatdetektiv.«

»Ein Schnüffler«, sagte Ray voller Verachtung.

Mir war längst klar, daß ich es mit Gangstern zu tun hatte, und Privatdetektive sind für diese Leute ein rotes Tuch. Sie hätten mir nicht geglaubt, wenn ich ihnen gesagt hätte, welche Art von Fälle mein Spezialgebiet waren.

Sie sahen in mir einen Spürhund, der die Absicht hatte, ihnen und ihrem Boß etwas ans Zeug zu flicken. Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, hätte ich nicht anders gedacht.

»Hinter einem Mann ist er her«, sagte Ray grinsend.
»Er meint Chet Bosco«, sagte Clay. »Junge, es wäre klüger gewesen, du hättest gesagt, daß du dich verlaufen hast.«
»Hättet ihr mir das abgekauft?« fragte ich.
»Das nicht«, sagte Clay, »aber es hätte sich besser angehört. Ich fürchte, hier ist für dich Endstation, Ballard. Sieh dich um. Es könnte leicht sein, daß du dir hier schon bald dein Grab schaufeln mußt.«
Manchmal hat man aber auch wirklich verdammtes Pech, dachte ich. Terence Pasquanell war mir entkommen, ich befand mich in der Gewalt von Gangstern und hatte das magische Gift des schwarzen Nagers in mir.
Wie sollte mir Mr. Silver jetzt helfen? Er hatte keinen blassen Schimmer, wo ich war.
Plötzlich nahmen wir eine huschende Bewegung in der Dunkelheit wahr. Clay hatte mir soeben die Brieftasche zurückgegeben und war zwei Schritte zurückgetreten. Ließ das Blatt sich noch wenden?
»Sie sind zu zweit!« zischte Ray. »Schnapp dir den anderen, Clay! Wenn er Zicken macht, leg ihn um!«
»Mit dem größten Vergnügen!« gab Clay zurück. »Ich kann Schnüffler nämlich auf den Tod nicht ausstehen!«
Er eilte davon. Pasquanell befand sich in der Nähe. Ich musterte Ray mit Argusaugen. Er schien zu erraten, was ich gern getan hätte. Grinsend schüttelte er den Kopf.
»Laß es lieber bleiben, Ballard. Ich würde dir sofort ein Loch in die Figur schießen.«
»Clay ist in großer Gefahr«, warnte ich, aber natürlich glaubte mir Ray nicht.
»Clay ist ein guter Mann. Wenn dein Partner nicht zufällig King Kong ist, wird er mit ihm fertig.«
»Da wäre ich an deiner Stelle nicht so sicher.«
»Wie heißt dein Partner?«
»Er ist nicht mein Partner.«
»Na schön, wie heißt der andere Kerl?«
»Terence Pasquanell. Er wird wahrscheinlich versuchen, Clay umzubringen.«
»Das wird Clay zu verhindern wissen«, behauptete Ray.
Clay federte in Combatstellung. Er hielt seinen Revolver mit beiden Händen und forderte Pasquanell auf, aus den Büschen zu kommen. Der bärtige Werwolfjäger hätte nicht zu gehorchen brauchen, aber er tat es.
Die Zweige teilten sich, und Pasquanell erschien!
Ein finsterer Schatten lag auf seinem Gesicht, deshalb fiel Clay nicht auf, daß der Mann keine Augen hatte. Pasquanell ging auf ihn zu.
»Okay, das genügt fürs erste«, sagte Clay. »Stopp!«

Pasquanell ging weiter.

»Hast du was mit den Ohren?« herrschte ihn Clay an. »Bleib stehen!«

Pasquanell kümmerte sich nicht darum.

»Mann, du spielst mit deinem Leben. Ich knall' dich über'n Haufen, wenn du nicht augenblicklich stehenbleibst!«

Wenn Clay feuerte, würde nichts passieren. Die Kugel würde Terence Pasquanell zwar treffen, ihn aber nicht töten.

Der Werwolfjäger würde die Kugel wegstecken wie nichts. Das mußte die Gangster aus der Fassung bringen. Damit rechnete ich. Ich hoffte, ihre Verwirrung ausnützen zu können.

Gespannt wartete ich mit Ray auf den Schuß. Noch einmal forderte Clay den Untoten nicht auf, stehenzubleiben. Sein Gesicht verkantete, und dann drückte er ab, ohne mit der Wimper zu zucken.

Distanz: zwei Meter!

Auf diese Entfernung konnte nicht einmal jemand vorbeischießen, der zum erstenmal einen Revolver in der Hand hielt. Das Projektil hieb gegen Pasquanell und stieß ihn einen halben Schritt zurück. Das war aber auch schon alles, was Clay erreichte.

»Verdammt, das gibt's ja nicht!« stöhnte Ray fassungslos. »Trägt der Kerl eine Kugelweste?«

»Die braucht er nicht. Er ist unverwundbar«, sagte ich und wollte Ray angreifen und entwaffnen.

Er war zwar perplex, aber nicht so sehr, daß er sich von mir hätte überrumpeln lassen. Als ich springen wollte, spannte sich der Hahn seiner Waffe, und ich vergaß meine Absicht sofort wieder, denn sie hätte mich das Leben gekostet. Clay wich zurück. Er schoß noch einmal, gab einen dritten und einen vierten Schuß auf Terence Pasquanell ab, doch der Zombie ging nicht zu Boden.

Clay jagte alle Kugeln durch den Lauf. Es sah so aus, als würde der Gangster mit Platzpatronen schießen. Jetzt ließ er die leergeschossene Waffe fallen, wandte sich um und wollte in heller Panik die Flucht ergreifen, aber das ließ Pasquanell nicht zu.

Der Verbrecher hatte ihn gereizt. Nun schlug Pasquanell zurück. Blitzschnell schnappte er sich den Mann und riß ihn zu Boden, und als sein Gesicht näherkam, sah Clay, daß der Mann keine Augen hatte.

Wahnsinn! Der Kerl war blind und unverwundbar!

Ich war sicher, daß Clay in diesem Moment an seinem Verstand zweifelte.

***

»Zum Henker, wer schießt da draußen?« stieß Chet Bosco wütend hervor.

»Sollen wir nachsehen, Boß?« fragte O'Hara.

»Was für eine blöde Frage. Natürlich. Wofür bezahle ich euch? Ihr

seid für meine Sicherheit verantwortlich, also tut etwas für euer Geld!«

Bill O'Hara und Erroll Cosby eilten aus dem Raum. Chet Bosco blieb mit Calano, Roc Natwick und Yora zurück. Das Rot des Teufelsgesichts auf Calanos Brust war inzwischen verblaßt. Die Tätowierung war wieder blau. Der magere alte Mann zog sich an. Er hatte bewiesen, daß er Dämonen beschwören konnte, und es erfüllte ihn mit großer Genugtuung, den Gangsterboß so sehr verblüfft zu haben.

Bosco wandte sich an ihn. »Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, Alter.« Er griff in die Tasche und holte ein dickes Banknotenbündel heraus. Ohne zu zählen, wieviel Geld es war, drückte er es Calano in die Hand.

Der Dämonenbeschwörer bedankte sich grinsend.

»Ich kann mich doch auf deine Verschwiegenheit verlassen«, sagte Chet Bosco.

»Versteht sich von selbst. Kein Sterbenswort wird über meine Lippen kommen.«

»Deine Verschwiegenheit ist die beste Lebensversicherung«, sagte der Gangsterboß mit einem drohenden Unterton. »Sollte ich mit Yora wieder in Verbindung treten wollen, wirst du das für mich arrangieren.«

»Jederzeit«, sagte Calano. »Du weißt, wo ich wohne.«

***

Die peitschenden Schüsse alarmierten eine Menge Männer. Von überallher kamen sie gelaufen, und jeder hielt eine Waffe in der Hand. Mit vereinten Kräften schafften sie es, Terence Pasquanell von Clay zu trennen.

»Der Kerl muß die Hölle im Leib haben!« krächzte Clay.

Hände griffen zu und stellten ihn auf die Beine.

»Seht ihn euch an. Er hat keine Augen«, keuchte Clay.

Ich hätte es ihnen erklären können, schwieg aber. Auch ich wurde von mehreren Händen gepackt. Man schleppte mich auf ein großes Haus zu.

Mir war, als hörte ich das Ticken einer tödlichen Höllenuhr.

Mein Blut war vergiftet! Mr. Silver hätte eingreifen müssen, aber diese Verbrecher ließen mich nicht laufen. Aus ihren Bemerkungen ging hervor, daß sie mich zu Chet Bosco, ihrem Boß, zu bringen gedachten, und der würde mit mir wohl nicht viel Federlesens machen.

Ich würde ihm erzählen können, was ich wollte, er würde mir nicht glauben. Nicht einmal die Wahrheit. Die am allerwenigsten. Wie sie mit Pasquanell fertigwurden, wußte ich noch nicht.

Vielleicht würde er letztenendes über sie triumphieren, aber das wäre

für mich kein Segen gewesen. Ich war so oder so erledigt. Entweder brachten mich diese Verbrecher um, oder Pasquanell tat es, oder das Gift des schwarzen Nagers…

Pasquanell wehrte sich nicht. Dennoch hielten ihn die Gangster fest. Sie brachten uns ins Haus. In wenigen Augenblicken würde ich Chet Boscos Bekanntschaft machen. Ich hätte liebend gern darauf verzichtet, aber seine Männer bestanden darauf, daß ich ihn kennenlernte.

Sie öffneten eine Tür, und dann erlebte ich eine höchst unerfreuliche Überraschung: Yora, meine langjährige Todfeindin.

***

Auch die Dämonin war überrascht, aber nicht so sehr wie ich. Sie sah mich kalt lächelnd an. Ich befand mich plötzlich nicht mehr in der Gewalt von Gangstern, sondern in Yoras Gewalt.

Das war noch viel schlimmer!

»Sieh an«, höhnte die Totenpriesterin. »Tony Ballard!«

»Du kennst diesen Mann?« fragte Chet Bosco überrascht.

»Er ist Privatdetektiv, Boß«, sagte Ray.

»Ja«, sagte Yora. »Aber ein besonderer. Er hat sich auf ganz bestimmte Fälle spezialisiert. Er kämpft gegen Geister und Dämonen.«

»Also gestern hätte ich das noch nicht geglaubt«, sagte Chet Bosco. »Aber heute scheint mir kaum noch etwas unmöglich zu sein.«

Ray und Clay berichteten, was geschehen war. Yora erkannte sofort, was mit Terence Pasquanell los war. Sie erklärte es dem Gangsterboß. Ich sah, daß die Totenpriesterin einen Zombie geschaffen hatte, und Chet Bosco fragte, ob Yora auch Terence Pasquanell unter seine Befehlsgewalt stellen könne.

Sie tat es. Daraufhin konnten die Gangster Pasquanell loslassen. Er griff niemanden mehr an. Bosco befahl ihm, sich neben Roc Natwick zu stellen, und der bärtige Werwolfjäger gehorchte augenblicklich.

Zwei Zombies, die auf Boscos Kommando hörten!

Mir rieselte es eiskalt über den Rücken. Neuerdings schien es zum guten Ton zu gehören, daß Gangsterbosse sich mit Dämonen verbündeten, um ihre Schlagkraft zu erhöhen.

Professor Mortimer Kull hatte sich mit einem Bündnis die Unterstützung Atax' gesichert, und hinter Chet Bosco stand die Totenpriesterin Yora!

Sie freute sich, mich wiederzusehen. Ich nicht.

Bosco ließ mich durchsuchen. Seine Männer nahmen mir alles ab, was ich bei mir trug. Den Colt Diamondback, die magischen Wurfsterne, das silberne Feuerzeug. Auch den Dämonendiskus nahmen sie mir weg.

Der Gangsterboß schloß alles in einen Schrank. Nun war ich »nackt«.

Yora hätte mich jetzt leicht töten können. Sie kam langsam auf mich zu.

Boscos Männer ließen mich los und traten zurück. Knisternde Spannung erfüllte den Raum. Würde Yora nun den Seelendolch zücken und mir damit die Seele aus dem Leib schneiden?

Ich bemühte mich, ihrem grausamen Blick standzuhalten. »Ich habe nicht damit gerechnet, dich hier zu treffen, Tony Ballard«, sagte sie.

»Ich auch nicht«, gab ich zu.

»Du wußtest nicht, daß ich hier bin?«

»Ich hatte keine Ahnung. Ich war hinter Pasquanell her.«

»Eine glückliche Fügung des Schicksals«, sagte Yora.

»Kann ich nicht behaupten«, gab ich zurück.

Ich erfuhr von der Totenpriesterin, was geplant war. Sie war davon überzeugt, daß ich den Coup nicht vereiteln konnte, deshalb informierte sie mich sehr ausführlich.

Sie erzählte mir auch von den Augen des Todes, die sie von Chet Bosco bekommen würde.

»Ist schlimm für dich, davon zu wissen, und nichts dagegen unternehmen zu können, nicht wahr?« sagte die Dämonin grinsend.

»Allerdings.«

»Deshalb habe ich es dir gesagt.« Sie wandte sich an Chet Bosco. »Wenn alles vorbei ist, nehme ich die Augen des Todes und diesen Mann mit.«

»Einverstanden«, sagte der Gangsterboß. »Ich habe für einen Schnüffler ohnedies keine Verwendung. Ich würde ihn sicherheitshalber umlegen.«

»Er wird durch meine Hand sterben«, sagte die Totenpriesterin. »Zu einem Zeitpunkt, den ich bestimme. Du wirst ihn solange für mich in Gewahrsam nehmen.«

»Ich habe im Keller ein paar Zellen bauen lassen. In eine davon kann ich Ballard stecken.«

»Gut, und ich sorge dafür, daß George Quinn und Brian Hawke ihre Seelen verlieren.«

»Sobald die beiden mir zur Verfügung stehen, schicke ich sie los, damit sie uns die Klunker bringen.«

Sie heckten den Juwelenraub ganz ungeniert vor mir aus. Ich war wohl in den Augen dieser Leute schon ein toter Mann, vor dem sie keine Geheimnisse zu haben brauchten.

Ray und Clay führten mich auf Chet Boscos Geheiß ab. Kurz bevor wir die Kellertreppe erreichten, versuchte ich mein Glück. Ich mußte es wagen. Die Gangster rechneten nicht mit einer Attacke, denn ich trottete lammfromm vor ihnen her.

Doch plötzlich explodierte ich förmlich, und Clay stöhnte auf und ging zu Boden. Mit meinem zweiten Schlag wollte ich Ray treffen. Er

nahm den Kopf jedoch blitzschnell zurück, und meine Faust wischte haarscharf an seinem Kinn vorbei.

Clay umklammerte mit beiden Armen meine Beine. Ich versuchte ihn abzuschütteln, doch es gelang mir nicht. Er bemühte sich, mich zu Fall zu bringen, und die Chancen, daß es ihm gelingen würde, standen nicht schlecht.

Ray konterte, und Clay behinderte mich so sehr, daß ich mich nicht richtig entfalten konnte. Zwar gelang es mir noch, Ray einen Schwinger zu verpassen, der ihn beinahe umgerissen hätte, aber dann hackte er mit dem Revolver zu, und ich verlor das Bewußtsein.

***

Petula Bosco war wütend. Wie eine Gefangene hielt sie ihr Bruder. Zum Teufel, sie war erwachsen, und sie wollte ein Leben führen, wie es ihr Spaß machte.

Sie hatte keine Ahnung, was lief. Sie hatte Schüsse gehört, und im Haus hatte es einige Aufregung gegeben, doch nun war es still. Alle schienen zu Bett gegangen zu sein.

Alle bis auf jene, die Wache hatten. Irgend jemand paßte immer auf, daß sich niemand unbemerkt in dieses Haus schleichen und Chet etwas antun konnte.

Petula nahm an, daß Roc nicht mehr lebte. Chet hatte ihn nicht ins Krankenhaus gebracht, sondern hierher mitgenommen. Man würde ihn auf dem großen Grundstück begraben, wenn er tot war. Niemand würde Roc Natwick hier suchen.

Petula hatte Roc nicht geliebt. Es war nur eine körperliche Sache gewesen. Dennoch war es für sie wie ein Alptraum, daß sie dabei zusehen mußte, wie Chet ihn niederschoß.

Sie würde das nie vergessen. Sie hatte zum erstenmal auch Angst vor ihrem Bruder.

Andere Mädchen in ihrem Alter konnten tun, was sie wollten. Wenn sie jeden Tag mit einem anderen schliefen, war das auch in Ordnung. Es ging nur sie etwas an. Sie waren niemandem Rechenschaft schuldig.

Petula wollte auch so ein Leben führen. Frei, unabhängig, selbständig. Sie war schließlich nicht Chets Leibeigene. Sie wollte von seinen großen Plänen, die er mit ihr hatte, nichts wissen.

Was sollte sie in der High Society? Dort hätte sie sich nicht wohlgefühlt, aber darauf nahm Chet keine Rücksicht. Er bestimmte einfach, und alle mußten gehorchen. Wehe, wenn einer nicht nach seiner Pfeife tanzte, dem ging es schlecht.

Geschlagen hatte er sie. Vor Bill O'Hara und Erroll Cosby. Es war nicht das erstemal gewesen, daß er sie gezüchtigt hatte, aber die anderen Male war niemand dabei gewesen.

Sie hatte genug von diesem goldenen Käfig. Sie wollte hier nicht mehr leben. Am Tag war es schwierig, von hier zu verschwinden. In der Nacht war es ein bißchen einfacher.

Petula kannte Schleichwege, kannte die Gewohnheiten der Männer, die das Haus bewachten. Wenn es jemand schaffte, an den Wachen unbemerkt vorbeizukommen, dann war sie es.

Sie würde nicht in London untertauchen, denn ihr Bruder würde gleich wieder Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie zu finden. Nicht einmal in England war sie vor seinen Spürhunden sicher, denn sie hatten gute Nasen.

Das hatten sie bewiesen, als sie sie in Southend on Sea aufstöberten. Petula plante, England zu verlassen.

Sie hatte Geld gespart. Geizig war Chet nie gewesen. Wenn sie Geld haben wollte, hatte er ihr immer welches gegeben. Was sie nicht ausgegeben hatte, hatte sie in einer Blumenvase versteckt.

Diese plünderte sie nun.

Mit dem Bargeld würde sie sich ein Flugticket kaufen und zwei Wochen in irgendeiner europäischen Stadt leben können. Paris? Rom? Wien? Sie wußte noch nicht, wohin sie fliegen würde. Das hing davon ab, wohin der nächste Flug ging.

Außerdem besaß sie noch ein Banksparbuch… Finanzielle Sorgen würde sie in der nächsten Zeit nicht haben.

Sie holte Sparbuch und Reisepaß aus dem Schrank. Dann schlich sie auf Zehenspitzen zur Tür. Draußen war es seit längerem still. Petula hoffte, daß Chet die Wache abgezogen hatte.

Wenn nicht, dann sollte der Mann wenigstens schlafen.

Sie erreichte die Tür, legte das Ohr ans Holz und lauschte mit angehaltenem Atem. Grabesstille im ganzen Haus. Wunderbar. Petula löschte das Licht und griff nach dem Türknauf.

Obwohl sie nicht annahm, daß noch jemand draußen stand, war sie sehr vorsichtig. Nicht das geringste Geräusch verursachte sie. Behutsam zog sie die Tür auf und blickte durch den schmalen Spalt. Ein vertikaler Lichtschein fiel auf ihr Gesicht, denn völlig dunkel war es im Haus nie. Anordnung von Chet. Er haßte absolute Dunkelheit.

Zuerst erblickte Petula nur einen leeren Stuhl, aber dann sah sie den Mann, der dafür verantwortlich war, daß sie nicht ausrücken konnte. Er trug Schuhe mit dicken Kreppsohlen. Deshalb war er nicht zu hören. Er vertrat sich die Beine, sah nicht, daß sie ihn dabei beobachtete.

Enttäuscht schloß Petula die Tür, ohne daß es dem Mann auffiel. Sie lehnte sich an die Wand und war unglücklich und wütend. Wie sollte sie dieses Hindernis überwinden?

***

Ich weiß nicht, wie lange meine Ohnmacht dauerte. Als ich zu mir kam, lag ich auf dem kalten grauen Betonboden einer kleinen Zelle, deren Tür einen äußerst soliden Eindruck machte.

Ich erhob mich und hatte mit Gleichgewichtsstörungen zu kämpfen. Ächzend lehnte ich mich an die Tür und bemühte mich, die Nachwirkungen des Niederschlags zu verdauen.

Es gab nichts in diesem Raum. Keinen Stuhl, keinen Tisch, kein Bett - nur mich. Das Fenster war klein und vergittert. Trübes Mondlicht fiel herein.

Mein Freiheitsdrang war schon lange nicht mehr so ausgeprägt gewesen. Ich tastete die Tür ab. Es gab keinen Griff, keine Klinke, kein Schloß.

Ich kam mir wie ein gefangener Vogel vor, dem man auch noch die Flügel gestutzt hatte. Eine Flucht war unmöglich. Ich mußte in diesem kalten Loch bleiben, bis der Juwelenraub ausgeführt war.

Zombies würden für Chet Bosco die Arbeit tun. Niemand würde sie aufhalten können. Und Yora würde sich mit den Augen des Todes und mit mir in eine andere Dimension absetzen.

Dort würde sie mich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit töten - falls mich die magische Blutvergiftung nicht schon vorher umgebracht hatte.

Ich setzte mich und lauschte in mich hinein. Wie weit war die Vergiftung bereits fortgeschritten? Hätte ich nicht schon längst im Koma liegen müssen?

Ich spürte fast, wie sich in meinem Innersten ein Kampf abspielte. Das Gift des schwarzen Nagers wollte sich festbeißen, fand aber nirgendwo eine geeignete Stelle.

Natürlich nicht! Denn wohin es auch kam, befand sich bereits das Marbu-Gift!

Zum erstenmal zeitigte Marbu einen positiven Aspekt. Diese schwarze Kraft, die früher von mir Besitz ergriffen hatte, verteidigte ihre Stellung in mir - und damit auch mich.

Sie ließ das Gift des schwarzen Nagers nicht Platz greifen. Erstmals wurde ich von Marbu beschützt!

Wer hätte das gedacht.

***

Der Zombie schlich durch das stille Haus. Chet Bosco hatte ihm befohlen, die Kleider zu wechseln, und Roc Natwick hatte es getan. Es gab keinen Befehl, den Natwick nicht gehorsam ausgeführt hätte; dafür hatte Yora gesorgt.

Die Totenpriesterin hatte inzwischen das Haus des Gangsterbosses verlassen. Sie würde wiederkommen, wenn der Raub erfolgreich über die Bühne gebracht worden war.

Calano würde es ihr mitteilen. Der Dämonenbeschwörer war von Bill O'Hara und Erroll Cosby wie eine kostbare Fracht nach Hause gebracht worden.

Sie sahen in ihm nun keinen alten Verrückten mehr, denn er hatte ihnen gezeigt, wozu er fähig war. Die Gerüchte stimmten. Man mußte sich vorsehen, denn Calano konnte auf die Idee kommen, einen Dämon zu beschwören und zu bitten, ihm einen Gefallen zu erweisen, wenn man ihn reizte.

Yora würde dieses Haus also erst wieder betreten, wenn der Coup gelaufen war. Dann würde sie die Augen des Todes in Empfang nehmen und mit Tony Ballard verschwinden.

In der Zwischenzeit war Chet Bosco wieder sein eigener Herr.

Boß von Gangstern - und von zwei lebenden Leichen!

Terence Pasquanell ließ sich nicht blicken. Roc Natwick jedoch war von einer inneren Unruhe erfaßt worden. Es drängte ihn zu Petula. Chet Bosco hatte ihm nicht verboten, sie aufzusuchen, also widersetzte sich Natwick keinem Befehl.

Er stieg die Stufen der gewundenen Treppe hinauf. Der Mann, der dafür verantwortlich war, daß Petula in ihrem Zimmer blieb, hieß Blister. Er war die Zuverlässigkeit in Person, deshalb hatte sich Bosco für ihn entschieden.

Blister war immun gegen Petulas Verführungskünste. Für jeden andern hätte Chet Bosco nicht die Hand ins Feuer gelegt, aber auf Blister konnte er sich blind verlassen.

Er hatte überhaupt kein Geschlechtsleben, seit er einmal in eine Schießerei geriet und von einer verirrten Kugel getroffen wurde…

Mit seinen weichen Kreppsohlen ging er vor Petulas Tür auf und ab. Der Zombie beobachtete ihn mit starren Augen. Blister blieb stehen und blickte auf seine Uhr.

Die Nacht war noch lang, aber er verfügte über eine gute Kondition. Wenn es sein mußte, kam er mehrere Tage und Nächte ohne Schlaf aus. Er begab sich zu dem Stuhl, der neben der Tür stand, und setzte sich.

Natwick näherte sich ihm unbemerkt.

Blister steckte sich den Hörer eines Taschenradios ins Ohr und lehnte sich bequem zurück. Er erwartete nicht, daß Petula Ärger machen würde.

Sie hatte das Licht gelöscht und war vermutlich zu Bett gegangen. Leise Musik rieselte durch Blisters Gehörgang. Auf die Idee, daß ihm Gefahr drohte, kam er nicht.

Er rechnete damit, daß er diese Woche ohne besondere Vorkommnisse beenden würde, aber da irrte er sich gewaltig. Der Untote war nur noch zwei Schritte von ihm entfernt.

Augenblicke später packte Natwick zu…

***

Petula vernahm ein dumpfes Poltern. Sie stutzte und lauschte. Sie hatte doch nicht so viel Glück, daß den Mann, der sie bewachte, der Schlag getroffen hatte…?

Was war passiert?

Die nun folgende Stille machte sie ganz kribbelig. Sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Ihre Neugier versuchte sie dazu zu verführen, die Tür zu öffnen, aber aus irgendeinem Grund zögerte sie noch.

Und dann ging die Tür von selbst auf. Jedenfalls kam es dem Mädchen so vor. Wie von Geisterhand bewegt schwang die Tür zur Seite, und Petula sah Blister.

Der Mann lag mit verrenkten Gliedern auf dem Boden. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen blickten gebrochen, Blister war tot!

Wer hatte das getan?

Petula konnte niemanden sehen, der für diesen Mord in Frage kam. Sie war völlig durcheinander. Fassungslos starrte sie auf die Leiche und auf die offene Tür.

Jetzt hätte sie ihr Zimmer verlassen können. Blister war nicht mehr in der Lage, sie daran zu hindern. Petula rührte sich jedoch nicht von der Stelle.

Sie befürchtete, daß die Sache einen Haken hatte. Ein höchst unangenehmes Gefühl ergriff von ihr Besitz. Sollte sie um Hilfe rufen?

»Wer… wer ist da?« krächzte sie, und ihre Kehle wurde immer enger.

Draußen bewegte sich jemand, doch Petula konnte ihn immer noch nicht sehen. Sie wiederholte ihre Frage mit bange klopfendem Herzen. Furcht trat in ihre Augen.

Ein schwerer Schritt… Noch einer… Einen Augenblick später sah Petula einen Mann, der ihr bestens bekannt war. Sie konnte es nicht fassen. Wie war das möglich?

Roc war doch von Chet so schwer verletzt worden. Alle hatten damit gerechnet, daß er sterben würde. Es hatte an ein Wunder gegrenzt, daß er die Fahrt von Southend on Sea bis hierher lebend überstanden hatte, aber niemand hatte daran gezweifelt, daß er verloren war.

Und nun stand er in der Tür, aufrecht, als wäre er nie verletzt gewesen. Das Licht, das draußen brannte, traf ihn von hinten, deshalb lag sein Gesicht im Schatten.

Roc war gekommen, um sie von hier fortzuholen. Sogar getötet hatte er für sie. Das war ihr zwar nicht recht, aber sie konnte es nicht ungeschehen machen.

Sie nahm sich nicht die Zeit, sich zu überlegen, wieso ein Mensch, der so schwer verletzt gewesen war, plötzlich die Kraft aufbrachte, einen Mann wie Blister auszuschalten.

Sie machte sich auch keine Gedanken darüber, was für Folgen das

haben würde. Den Mord hatte Roc zu verantworten, nicht sie. Sobald sie das Grundstück ihres Bruders verlassen hatte, würde sie sich von Roc trennen.

Er mußte dann selbst sehen, wie er weiterkam. Sie konnte sich nicht mit ihm belasten.

»Meine Güte, Roc, mußtest du ihn gleich umbringen?« stieß sie aufgeregt hervor.

Er trat ein, aber sie wollte das nicht.

»Wir müssen verschwinden, Roc, und zwar schnell.« Sie eilte auf ihn zu, berührte ihn, wollte ihn umdrehen, doch er bewegte sich nicht. »Was bist du denn auf einmal für ein schwerfälliger Klotz?«

Sie griff nach seiner Hand, die eiskalt war.

»Himmel, Roc, wo kommst du denn her? Du bist kalt wie ein Eiszapfen.«

Sie wollte ihn mit sich aus dem Zimmer ziehen, aber er versetzte ihr einen Stoß, der sie aufs Bett warf.

»Roc!« entfuhr es ihr verstört.

Er kam näher.

»Roc, was hast du? Bist du verrückt geworden? Wieso sagst du nichts? Kannst du nicht mehr reden? Roc, ich weiß nicht, was du damit bezweckst. Aber ich weiß, daß mir das nicht gefällt. Hör auf damit. Du machst mir Angst, Komm nicht näher, sonst schreie ich so laut, daß die Fenster wackeln.«

Roc packte zu. Petula warf sich zurück. Mit einem häßlichen Ratschen zerriß ihr Kleid.

Da fing sie an zu schreien, als würde man sie aufs Rad flechten.

***

Chet Bosco hörte die schrillen Angstschreie seiner Schwester und sprang aus dem Bett. Er warf sich den Schlafrock über und stürmte mit einer Pistole in der Faust aus dem Zimmer.

Er sah Blister tot auf dem Boden liegen, und die Tür zu Petulas Zimmer stand offen.

»Petula!« schrie der Gangsterboß und eilte seiner Schwester zu Hilfe. Als er sah, was in ihrem Zimmer passierte, hätte er beinahe wieder die Beherrschung verloren.

Petula lag mit zerfetztem Kleid auf dem Bett, Roc Natwick befand sich über ihr und wollte sie umbringen!

Yora hatte gesagt, man könne den Zombie vernichten, indem man sein Gehirn zerstörte. Bosco hätte das beinahe getan. Jetzt erst kamen Bill O'Hara und Erroll Cosby aus ihren Zimmern. Sie wirkten verstört, fuchtelten mit ihren Kanonen herum, einer eine Gefahr für den anderen.

»Roc!« brüllte Chet Bosco außer sich vor Wut. »Laß sie in Ruhe!«

Natwick gehorchte augenblicklich. Petula zitterte und schluchzte. »Er… er hat den Verstand verloren. Er wollte mich umbringen!« schrie das blonde Mädchen.

»Es ist okay«, sagte der Gangsterboß. »Er wird dir nichts mehr tun, Petula. Er gehorcht mir. Komm zu mir, Roc.«

Natwick setzte sich in Bewegung. Er verließ Petulas Zimmer.

»Chet, was ist mit ihm?« fragte das Mädchen mit bebender Stimme.

»Er ist tot.«

»Aber er lebt doch.«

»Ja, er ist ein Zombie.«

Jetzt glaubte Petula, selbst übergeschnappt zu sein.

»Ist alles in Ordnung, Boß?« fragte Bill O'Hara.

»Ich hätte ihm verbieten müssen, zu Petula zu gehen, aber ich nahm an, der würde nur tun, was ich ihm befehle.«

»Was ist mit Blister?« fragte Erroll Cosby.

»Tot«, sagte Bosco. »Ihr schafft ihn aus dem Haus.«

»Sollen wir ihn draußen begraben?«

»Ja, aber nicht zu nah am Haus. Komm her, Roc. Du bleibst meiner Schwester von nun an fern, klar? Und du bringst keinen meiner Leute mehr um, sonst bist du dran. Geh! Geh! Verschwinde. Du hältst dich nur noch unten auf. Hier oben hast du nichts zu suchen.«

Natwick ging. Während O'Hara und Cosby den Toten davontrugen, begab sich Bosco zu seiner Schwester. Er nahm sie in die Arme und streichelte sie.

»Beruhige dich. Es ist vorbei. Es ist zum Glück ja nichts passiert. Willst du ausnahmsweise ein bißchen Koks, damit du dich rascher entspannen kannst?«

»Chet, ich… ich verstehe das alles nicht…«

»Du hast recht, es ist schwer zu verstehen. Es ist alles ziemlich verwirrend.«

»Verwirrend? Es ist verrückt. Total verrückt.«

»Mach dir keine Gedanken, Petula. Ich verbürge mich dafür, daß dir niemand mehr etwas tun wird. Du brauchst keine Angst zu haben. Nimm eine Schlaftablette und geh zu Bett. Ich werde versuchen, dir morgen alles zu erklären.«

***

Ich hörte die Schreie des Mädchens in meiner Zelle und hätte gern geholfen. Aber ich konnte nicht raus. Das Mädchen mußte große Angst haben. Todesangst. Ihre Schreie gellten durch das ganze Haus des Gangsterbosses und hallten durch den finsteren Keller.

Wieder suchte ich nach einer Möglichkeit, die Zelle zu verlassen. Seit ich wußte, daß das Gift des schwarzen Nagers mir nichts anhaben konnte, weil Marbu nicht von mir ablassen wollte, fühlte ich mich

etwas besser.

Ich stand nicht mehr unter diesem fürchterlichen Zeitdruck, hatte keine Faust mehr im Nacken. Anlaß zu erleichtertem Aufatmen hatte ich jedoch nicht, denn früher oder später würde mich Yora abholen und fortbringen, und sie würde aus mir einen Zombie machen.

Es würde ihr ein ganz besonderes Vergnügen bereiten, mich gegen meine Freunde zu schicken, und mir würde nichts anderes übrigbleiben, als dem dämonischen Befehl zu gehorchen.

Ein Juwelenraub war geplant, und Terence Pasquanell würde daran teilnehmen. Aber mir waren die Hände gebunden. Ich konnte nichts tun.

Das Mädchen hörte auf zu schreien. Ich hoffte, daß ich das als gutes Zeichen deuten durfte. Nervös tigerte ich in der Zelle auf und ab. Immer wieder schaute ich zu dem kleinen vergitterten Fenster hoch. Vielleicht kam ich dort hinaus.

Ich streckte mich, erreichte das Gitter aber nicht. Ich mußte springen, und als sich meine Finger um das Metall schlossen, erkannte ich, daß ich diese Hoffnung begraben konnte.

Das Gitter war nicht nur äußerst massiv, es war zudem auch sehr solide im Mauerwerk verankert.

Seufzend ließ ich los. War das alles, was ich tun konnte? Resignieren?

***

Ein schwarzer Schleier hing vor Mildred Quinns hübschem Gesicht. Die Frau trug Trauer, denn sie hatte ihren Mann verloren. Sie war frühmorgens aufgewacht, und George hatte still und reglos neben ihr gelegen.

Er liegt da wie tot, hatte sie noch gedacht, aber dann war Panik in ihr hochgestiegen, als sie die Wahrheit erkannte. Schreiend war Mildred aus dem Bett gesprungen und aus dem Schlafzimmer gestürmt. Sie wollte nur weg von dem Toten, denn vor Leichen hatte sie einen ganz entsetzlichen Horror.

Das Grauen hatte sie so sehr geschüttelt, daß sie nicht wußte, was sie tun sollte. Sie hatte vier Whiskys getrunken und schließlich mit vibrierender Stimme den Hausarzt gerufen, und dieser hatte wenig später bedauernd den Kopf geschüttelt.

»Tut mir leid, Mrs. Quinn. Da ist nichts mehr zu machen. Ihr Mann ist tot.«

Und nun war die Beerdigung.

Viele Trauergäste gab es nicht, denn George Quinn hatte kaum Freunde gehabt. Er war ein unleidlicher Egozentriker gewesen, und in seinem Haus hatte stets nur eine Meinung Gültigkeit gehabt: die seine.

Er hatte Mildred nie gut behandelt, deshalb waren es auch

Krokodilstränen, die sie heute um ihn weinte. Ehrliche Trauer empfand Mildred nicht.

Eher Erleichterung. Nach dem ersten Schock kam das große Aufatmen. Ein starker Druck wich von Mildred. Sie brauchte keine Angst mehr zu haben. George konnte ihr nichts mehr tun. Er hätte sie umgebracht, wenn er draufgekommen wäre, daß sie einen Freund hatte. Nun brauchte sie nicht mehr zu befürchten, daß das Verhältnis aufflog.

Vielleicht war es geschmacklos, daß Barry McQuaide, der Mann, mit dem sie George so fleißig betrogen hatte, jetzt neben ihr ging, aber sie brauchte jemanden, der sie stützte.

Sie wollte das hier nicht allein durchstehen. Sollten die Leute reden, was sie wollten, das interessierte sie nicht. Sie hatte sich noch nie um andere Leute gekümmert, und sie wäre ihnen dankbar gewesen, wenn sie's genauso gehalten hätten.

Mildred schluckte. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie diesen Sarg nicht ausgesucht, aber es gab so etwas wie einen Letzten Willen von George.

Er war erst fünfzig gewesen, hatte aber schon an den Tod gedacht. Als hätte er geahnt, daß er nicht alt werden würde.

In seinem Letzten Willen hatte er den Sarg beschrieben, in dem er dereinst beerdigt werden wollte. Es sollte ein Sarg mit einem Fenster sein, damit alle, die ihn auf seinem letzten Weg begleiteten, ihn noch einmal ansehen konnten.

Und über dem Fenster sollten die Buchstaben R.I.P. stehen.

Rest In Peace - Ruhe in Frieden.

Es gab keinen Priester, denn George war bekenntnislos gewesen, und es gab auch keinen Grabredner. Mildred war der Ansicht gewesen, daß keine Ansprache nötig war.

Der Redner hätte sich schwergetan, Georges Vorzüge herauszustreichen, denn George hatte keine gehabt. Nein, George Quinn sollte ohne großes Aufsehen diese Welt verlassen.

Der Trauerzug hielt vor einem offenen Grab. Ein kalter Wind strich über den einsamen Gottesacker. Krähen hockten in den Bäumen und beobachteten mißtrauisch, was die Menschen machten.

Jemand hielt der Witwe einen kleinen Metallbehälter entgegen, in dem sich Erde befand. Ein kleiner Schaufelstiel ragte heraus. Langsam senkte sich der Sarg in den engen Schacht, und Mildred blickte ihrem toten Mann in das bleiche, schmale Gesicht und flüsterte: »Adieu, George!«

Dann griff sie nach der Spielzeugschaufel und warf ein paar Erdkrümel ins Grab. Barry McQuaide tat dasselbe. Auch die anderen Trauergäste machten diese symbolische Geste des Begrabens.

Erdbrocken und kleine Steine trommelten auf den Sargdeckel.

Mildred hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Sie wollte das nicht hören.

Es hörte sich an, als wollte man den Toten wecken, dachte sie nervös.

Sie wäre froh gewesen, wenn sie das alles schon hinter sich gehabt hätte. Vor allem haßte sie das schwarze Kleid und den schwarzen Mantel, den sie darüber trug.

Die Welt will belogen sein, dachte Mildred Quinn, aber sobald sie zu Hause war, würde sie die schwarzen Sachen ausziehen, denn sie fühlte sich darin nicht wohl.

Außerdem drückte die schwarze Farbe nicht aus, was sie wirklich empfand. Wieder trommelte Erde auf den Sarg. Mildred schaute nicht mehr in das offene Grab.

Die Trauergäste gingen an ihr vorbei und drückten ihr die Hand. Sie dankte ihnen immer mit den gleichen Worten, egal, was sie sagten.

Unten im Sarg geschah plötzlich etwas Unglaubliches. Die Lider des Toten zuckten, und gleich darauf öffneten sich seine Augen.

Der Mann war scheintot gewesen!

So etwas kommt sehr selten vor, aber hin und wieder passiert es. George Quinn war nicht wirklich tot gewesen, obwohl alle Anzeichen darauf hingewiesen hatten.

Er war in eine totenähnliche Starre verfallen. Man hätte ihn beinahe lebendig begraben. Vielleicht hatte er deshalb verfügt, man möge ihn in einem Sarg mit einem Fenster beisetzen.

Damit er sich bemerkbar machen konnte, falls er noch rechtzeitig zu sich kam. Das Trommeln der Erdbrocken schien ihn geweckt, ins Leben zurückgeholt zu haben.

Er brauchte einige Sekunden, bis er begriff, wo er war, was mit ihm geschah. Dann verzerrte sich sein Gesicht, und er schrie um Hilfe.

Gleichzeitig wollte er den Sargdeckel hochdrücken, doch das war nicht möglich, weil er verriegelt war. Quinn schlug mit den Fäusten gegen den gepolsterten Deckel und brüllte wie von Sinnen.

Die Trauergäste reagierten mit Fassungslosigkeit. Einer starrte den anderen an. Keiner wußte, was in so einem ungewöhnlichen Fall zu tun war. Niemand kam auf die Idee, George Quinn zu helfen.

Als Mildred Quinn sah, daß ihr Mann noch lebte, war sie einem Nervenzusammenbruch nahe. Sie schwankte, und Barry McQuaide mußte sie wieder stützen, sonst wäre sie zu George in die Grube gefallen.

»Man muß den Sarg öffnen«, sagte jemand krächzend. »Jemand muß ins Grab hinuntersteigen und den Deckel öffnen, sonst erstickt George noch.«

Das sieht ihm ähnlich, dachte Mildred verzweifelt. So viele Menschen sterben und werden begraben, und man hört nie wieder von ihnen. Aber George muß von den Toten zurückkehren. Jetzt geht das ganze

Martyrium wieder von vorn los.

Der Totengräber arbeitete seit zwanzig Jahren auf diesem Friedhof, aber ein Scheintoter war ihm noch nicht untergekommen. Jetzt war er der erste, der seine Fassung wiedergewonnen hatte. Er blickte seine beiden Gehilfen an. »Los, helft mir.«

Sie packten ihn und ließen ihn langsam in das Grab hinunter. Mildred Quinn befürchtete, in Ohnmacht zu fallen. Zitternd klammerte sie sich an Barry. Aber durfte sie das noch tun? George konnte es durchs Fenster sehen. Er würde sich vielleicht später daran erinnern und Fragen stellen.

Die Welt stand für Mildred kopf. Nichts schien mehr seine wahre Gültigkeit zu haben.

Schnaufend bückte sich der Totengräber. Er war dick, und der feiste Bauch war ihm im Weg. George Quinn gebärdete sich im Sarg immer verrückter. Vielleicht hatte er Platzangst. Sie konnte sich zur Panik ausweiten, und diese konnte den Mann umbringen.

»Bitte beruhigen Sie sich, Mr. Quinn!« schrie der Totengräber. »Sie sind ja gleich frei. Eine Sekunde! Nur eine Sekunde!… Wo ist denn nur der verdammte Riegel?«

Er fand den ersten, öffnete ihn, suchte den zweiten. Es gab insgesamt drei.

»Gleich, Mr. Quinn! Einen Augenblick nur noch… Wo ist denn der verfluchte dritte Riegel?«

Als er ihn endlich entdeckt und geöffnet hatte, drückte der Mann im Sarg den Deckel so wild hoch, daß der Totengräber beinahe die Balance verloren hätte.

Quinn japste gierig nach Luft. Knallrot war sein Gesicht und blau die bebenden Lippen.

»Ein Wunder!« sagte jemand. »Es ist ein Wunder geschehen!«

»Blödsinn. Der Mann war scheintot«, widersprach ihm ein anderer Trauergast.

»Mr. Quinn, nehmen Sie meine Hand«, sagte der Totengräber. »Himmel, hatten Sie Glück. Wenn Sie eine halbe Stunde später aufgewacht wären… Ich möchte lieber nicht daran denken. Mein Gott, da kriegt man einen Toten zum Beerdigen, und dann ist er gar nicht tot. Ich habe ein ganz scheußliches Gefühl, das kann ich Ihnen sagen. Und was für ein Gefühl werde ich erst bei den nächsten Beerdigungen haben. Ich kann auf einmal nicht mehr sicher sein, daß die Menschen, die ich begraben soll, tatsächlich tot sind. Das ist ja schrecklich.«

Quinn ergriff seine Hand. Der Totengräber zog ihn aus dem Sarg, und seine Gehilfen halfen ihm, den Mann aus dem Grab zu hieven.

Mildred wußte, was sie jetzt tun mußte: Sie mußte sich von Barry trennen und ihren Mann umarmen. Sie tat es, und sie weinte dabei, aber es waren keine Freudentränen.

»George«, preßte sie kaum hörbar hervor.

»Mildred… Es war entsetzlich dort unten… Es war so eng, so heiß. Ich hatte Angst wie nie zuvor in meinem Leben. Ich dachte, ich würde sterben…«

»Das muß in die Zeitung«, sagte jemand. »Und den Arzt muß man ins Gefängnis stecken.«

Niemand beachtete das Mädchen, das zwischen den hohen Grabsteinen erschien. Sie war rothaarig und hatte grüne Augen. Sie trug ein Gewand, das bis zum Boden reichte.

Es war Yora, die Totenpriesterin. Sie war gekommen, um sich George Quinns Seele zu holen, wie sie es Chet Bosco versprochen hatte. Der Mann würde dabei zum Zombie werden.

Fast wäre sie zu spät gekommen; die Seele des Mannes hatte ihren Weg in die Dimensionen des Todes bereits angetreten. Ihr Glück war nur, daß George Quinn zeit seines Lebens ein schlechter Mann gewesen war. So hatte sie seine Seele der Hölle wieder entreißen können. Denn nur wenn der Mann durch ihren Dolch starb, würde er zum Untoten werden.

»George Quinn?« Laut und scharf wehte ihre Stimme heran.

Der Mann ließ seine Frau los und drehte sich langsam um. Die rothaarige Schöne kam näher. Die Szene erstarrte. Keiner ahnte, was Yora vorhatte. Alle schauten sie nur gebannt an. Was wollte das Mädchen in diesem merkwürdig bestickten Gewand von George Quinn?

Sie ging auf ihn zu. Er stand unsicher auf den Beinen, hielt sich an einem Grabstein fest.

Yora trat vor ihn hin.

»Wer sind Sie?« fragte Quinn. »Ich kenne Sie nicht.«

Es war eine ganz und gar unwirkliche Situation.

»Ich bin Yora, und ich bin hier, um dich zu töten«, sagte das Mädchen mit dem Seelendolch frostig.

Die Umstehenden dachten, sich verhört zu haben. Die Rothaarige mußte wahnsinnig sein. Hatte sie tatsächlich gesagt, sie wäre hier, um ihn zu töten?

Es war kein Irrtum!

Alle sahen den Dolch in Yoras Händen. Der Mann, der eben noch scheintot gewesen war, würde gleich wirklich tot sein. Die Trauergäste waren dermaßen durcheinander, daß sie nicht auf die Idee kamen, Quinn beizustehen.

Yora blickte dem Opfer fest in die Augen, und in der nächsten Sekunde tat sie, weshalb sie gekommen war.

Die Trauergäste ergriffen die Flucht. Ein heilloses Durcheinander herrschte mit einemmal. Eine Frau wäre beinahe ins offene Grab gestoßen worden. Die Leute stoben kopflos auseinander.

Auch Mildred Quinn und Barry McQuaide flüchteten. McQuaide riß die Witwe - nun war sie es wieder - hinter einen Grabstein. Er preßte sich gegen den kalten Marmor und drückte Mildred fest an sich.
Sie weinte und zitterte schrecklich.
Keiner verfolgte, was weiter passierte. Alle trachteten nur, sich so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen. Auch der Totengräber und seine Gehilfen.
Jedermann hatte Angst vor dieser Geistesgestörten, die sich Yora genannt hatte. Als sich die Aufregung legte, als die ersten den Mut aufbrachten, nach George Quinn zu sehen, konnten sie nur noch feststellen, daß er nicht mehr da war.
George Quinn war verschwunden!
Yora mußte den Toten verschleppt haben.

***

»… kam es heute vormittag auf dem Holy Cross Cemetery zu einem schrecklichen Ereignis«, sagte der Radiosprecher.
»Silver, ich…« sagte die eintretende Vicky Bonney.
Doch der Ex-Dämon hob rasch die Hand und machte »Pst!« Die blonde Schriftstellerin verstummte sogleich. Mr. Silver sprang auf und drehte das Radio etwas lauter.
»… wäre ein Mann namens George Quinn beinahe lebendig begraben worden«, berichtete der Sprecher.
»Entsetzlich«, entfuhr es Vicky.
»Der scheintote Mann wachte gerade noch rechtzeitig auf, um aus dem Sarg geholt zu werden, doch er überlebte seine Rettung nur wenige Minuten. Ein offenbar geisteskrankes Mädchen, das sich selbst Yora nannte, tauchte plötzlich auf und ermordete Quinn mit einem Dolch. In der allgemeinen Panik, die das Mädchen damit auslöste, konnte sie unbehelligt entkommen. Aber auch George Quinns Leiche ist verschwunden. Nach Täterin und Opfer wird gefahndet. Quinn war ein polizeibekannter Juwelendieb. Über ›Yora‹ liegen zur Zeit keine weiteren Angaben vor. Sie ist rothaarig…«
Es folgte eine präzise Beschreibung, und abschließend sagte der Sprecher, wohin zweckdienliche Angaben zu richten seien.
Mr. Silver wies auf das Radio. »Hast du das mitgekriegt?«
Vicky Bonney nickte. »Yora ist wieder mal da.«
»Ein Mann wird beinahe lebendig begraben. Es paßt Yora nicht, daß er gerettet wird, deshalb erscheint sie auf dem Friedhof und macht Nägel mit Köpfen. Jetzt ist Quinn wirklich tot. Gleichzeitig aber auch nicht, denn Yora hat ihn mit ihrem Seelendolch zum Zombie gemacht. Die Polizei wird es nicht leicht haben, mit ihm fertigzuwerden, wenn sie ihn findet.«
Vicky Bonney war wegen Tony Ballard beunruhigt. Er hatte das Haus

gestern verlassen und war noch nicht wieder zurückgekommen.

Terence Pasquanells Schicksal hatte ihn erschüttert. Vicky hatte eingesehen, daß Tony Zeit brauchte, um diesen Schock zu verarbeiten.

»Wirst du dich an die Polizei wenden?« fragte die Schriftstellerin.

»Wegen Yora?« frage der Ex-Dämon zurück. »Ich glaube nicht, daß das viel Sinn hätte. Vielleicht gelingt es mir, herauszufinden, was Yora plant, weshalb sie nach London kam, wo sie sich befindet. Und möglicherweise gelingt es mir auch, George Quinn von seinem Zombie-Dasein zu erlösen.«

Das Telefon läutete. Vicky hob ab. Es war jemand vom Verlag. Mr. Silver verließ das Haus und begab sich zu Pater Severin.

Der große, kräftige Priester freute sich, den Ex-Dämon zu sehen. Der Hüne mit den Silberhaaren fragte, wie es Severin ging.

»Ich fühle mich wie neugeboren«, sagte der Priester.

»Das bist du auch, in gewisser Weise.«

»Habt ihr inzwischen eine Spur von Pasquanell gefunden?«

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Leider nein. Aber etwas anderes habe ich erfahren: Yora hat wieder von sich reden gemacht.« Er erzählte, was geschehen war.

Pater Severins Pferdegesicht wurde noch länger. »Woher hast du das?«

»Aus dem Radio«, antwortete Mr. Silver.

»Wenn ich irgendwie helfen kann«, machte sich der Pfarrer erbötig, »mußt du es mir sagen. Ich brenne darauf, wieder etwas zu unternehmen.«

»Es genügt, wenn du dich wieder deinen Schäfchen widmest. Sie mußten lange auf ihren geliebten Pater Severin verzichten. Ehrlich gesagt, ganz verstehe ich ja nicht, wieso die Leute dich so gern haben. Du packst sie manchmal ziemlich grob an.«

»Nur, wenn sie es verdienen.«

Der Ex-Dämon schüttelte grinsend den Kopf. »Eigentlich bin ich ja gekommen, weil sich Vicky Bonney Sorgen um Tony macht. Sie hat es mir nicht gesagt, aber, wie du weißt, kann ich mich in eure Gedanken einschalten.«

»Er war gestern hier, und er war ziemlich deprimiert«, sagte Pater Severin. »Er blieb etwa zwei Stunden bei mir.«

»Sagte er, wohin er gehen wolle?« wollte der Ex-Dämon wissen.

»Ich dachte, er würde nach Hause fahren.«

»Er ist daheim nicht angekommen.«

»Befürchtest du, es könnte etwas passiert sein?« fragte Pater Severin.

»Normalerweise informiert er uns, wenn er etwas vorhat.«

»Vielleicht hatte er noch keine Zeit dazu.«

»Seit gestern?« fragte Mr. Silver zweifelnd. »Da muß er doch schon mal Gelegenheit zu einem kurzen Anruf gehabt haben.«

»Allmählich beunruhigst du mich auch«, gab Pater Severin zu. »Ich wollte, ich könnte dir mehr sagen. Halt mich auf dem laufenden, ja? Die Aussicht, es könnte nach Terence Pasquanell auch Tony etwas zugestoßen sein, macht mich ganz kribbelig.«

***

»Wie siehst du denn wieder aus?« fragte Tuvvana, der niedliche weibliche Gnom mit den großen dunklen Augen. »Man sollte doch meinen, du hättest inzwischen gelernt, dich richtig anzuziehen.«

Sie trat vor ihren Freund Cruv, der hur unwesentlich größer war als sie, und richtete seine Krawatte.

»Ich hab's eilig«, sagte der häßliche, aber ungemein sympathische Gnom von der Prä-Welt Coor. »Mr. Peckinpah erwartet mich.«

»Mr. Peckinpah kann eine halbe Minute warten«, sagte Tuvvana streng. »Du gehst mir nicht aus dem Haus, wenn du nicht tadellos angezogen bist.«

Der Gnom griff nach ihr und küßte sie. »Es ist schön, jemanden zu haben, der auf einen sieht«, sagte er lächelnd. Dann setzte er sich die Melone auf und griff nach seinem Ebenholzstock.

Wie ein Lord sah er in seinem gestreiften Maßanzug aus. Oder, besser: Wie die Miniaturausgabe eines Lords. Aber man durfte den Kleinen nicht unterschätzen.

Er hatte das Herz eines Löwen und konnte hervorragend kämpfen. Deshalb hatte ihn der reiche Industrielle Tucker Peckinpah zu seinem Leibwächter gemacht.

»Jetzt muß ich aber«, sagte Cruv und gab Tuvvana einen Klaps auf die Kehrseite.

»Das tut man nicht«, rügte sie ihn.

Er lachte. »Ist ja keiner da, der's sieht!«

»Man hat erst dann gute Manieren, wenn man immer an sie denkt«, belehrte ihn Tuvvana.

Cruv verließ grinsend den Raum. Als er wenig später aus dem Haus trat, stand Tucker Peckinpah bereits beim Rolls Royce.

»Entschuldigen Sie, daß es etwas länger gedauert hat«, sagte der Knirps. »Aber Tuvvana hatte noch etwas an meiner Kleidung auszusetzen. Wenn ich nicht wie aus dem Ei gepellt aussehe, darf ich das Haus nicht verlassen.«

Peckinpah schmunzelte. »Sie möchte eben, daß ihr Cruv immer tip-top aussieht.« Der rundliche Mann wies auf den silbergrauen Luxuswagen. »Können wir?«

»Nichts wie weg von hier, bevor Tuvvana auf die Idee kommt, ich müsse noch meine Socken wechseln«, sagte Cruv lachend.

Da der Industrielle wußte, wie gern der Gnom mit dem Rolls Royce fuhr, überließ er ihm das Steuer und nahm auf dem Beifahrersitz

Platz. Zwischen seinen Zähnen klemmte die unvermeidliche Zigarre. Ohne sie traf man ihn nur nachts im Bett an.

Peckinpah war sechzig. Ein Mann mit sagenhaften, weitreichenden Verbindungen und mehr Geld, als er jemals ausgeben konnte. Diesen Reichtum setzte er im Kampf gegen das Böse ein.

Cruv schwang sich hinter das Steuer. Wie er mit seinen kurzen Beinen die Pedale erreichte, war allen ein Rätsel, aber er schaffte es irgendwie.

Sie verließen Peckinpahs Anwesen und fuhren nach Southwark. Kurz vor der Blackfriars Bridge bog Cruv links ab, und wenig später hatten sie ihr Ziel erreicht: ein großes, altehrwürdiges Gebäude, dessen Fassade erst kürzlich renoviert worden war.

Hier fand eine Juwelenausstellung statt, die sich Tucker Peckinpah ansehen wollte.

Vor dem Gebäude standen Polizeibeamte. Drinnen natürlich auch. Und es gab eine private Sicherheitstruppe, die darauf achtete, daß niemand lange Finger machte.

Das palaisähnliche Haus bildete einen würdigen Rahmen für die erlesenen Prachtstücke. Die Ausstellung war gut besucht. Viele Menschen wollten die herrlichen Edelsteine und glitzernden Geschmeide in den Panzerglasvitrinen sehen.

Seit jeher üben Edelsteine auf die Menschen eine große Faszination aus. Die Leute berauschen sich an ihrem Anblick, und so mancher wäre bereit, alles zu tun, um sie in seinen Besitz zu bringen.

Tucker Peckinpah kaufte einen Katalog, in dem die wertvollen Ausstellungsstücke registriert waren. Es gab auch einen Plan, damit man sich in dem großen Gebäude zurechtfand.

»Besonders gespannt bin ich auf die Augen des Todes«, sagte der Industrielle und griff automatisch nach der Zigarre in seinem Mundwinkel - bis er bemerkte, daß er sie nicht mehr trug. Beim Betreten des Hauses hatte man ihn gebeten, sich von seiner Zigarre zu trennen. Er hatte es ohne Widerrede getan. »Viele unheimliche Geschichten ranken sich um diese handbemalten Diamanten«, fuhr er fort.

»Sie sollen gefährlich sein«, sagte Cruv.

»Wenn sie in falsche Hände geraten, ja. Mit Hilfe von schwarzer Magie soll man eine Kraft aktivieren können, die sich in ihnen befindet. Deshalb würde ich sie sofort kaufen, wenn sie verkäuflich wären, aber das sind sie nicht.«

»Angenommen, sie wären verkäuflich. Was würden Sie dann mit den Augen des Todes tun?«

»In einen Panzerschrank schließen, damit niemand mit ihrer Hilfe Schaden anrichten kann. Stellen Sie sich vor, Professor Kull bekäme die Augen des Todes in die Hände. Ich hätte schlaflose Nächte.«

»Wir wollen hoffen, daß er nicht auf die Idee kommt, sich diese Diamanten zu holen«, sagte Cruv.

Peckinpah warf einen Blick auf den Plan. »Im nächsten Saal werden wir sie finden.«

Sie gingen auf eine hohe offene Tür zu, durchschritten sie, und plötzlich blieb Cruv stehen und zog die Luft geräuschvoll ein.

»Was ist los, Cruv?« fragte Tucker Peckinpah seinen kleinen Leibwächter. »Was haben Sie?«

»Nicht Mortimer Kull interessiert sich für die Augen des Todes, Sir, sondern jemand anders. Sehen Sie, wer vor der Vitrine steht!«

Der Industrielle sah ein gut gebautes Mädchen. Es hatte kastanienbraunes Haar, das in weichen Wellen über ihre Schultern floß.

»Das ist die Zauberin Arma!« stieß Cruv aufgeregt hervor, und seine Hand schloß sich so fest um den Silberknauf seines Stocks, daß die Knöchel weiß durch die Haut schimmerten.

***

Die attraktive Zauberin schlich um die Vitrine herum wie die Katze um die Beute. Plötzlich sah sie durch das Glas den Industriellen und den Gnom.

Ein Ruck ging durch ihren schlanken Körper. Sie wandte sich um und entfernte sich hastig. Cruv und Peckinpah folgten ihr. Arma hatte es eilig, den Saal zu verlassen.

Sie trat auf einen Flur und öffnete eine Tür. Jemand vom Sicherheitspersonal sah das.

»Hallo!« rief der uniformierte Mann. »Hallo, Sie!«

Arma schloß die Tür hinter sich. Der Mann folgte ihr. Sie eilte eine Treppe hinunter. Im Halbstock blieb sie jedoch stehen, um sich des lästigen Mannes zu entledigen.

»Tut mir leid, Madam, aber hier dürfen Sie sich nicht aufhalten«, sagte der Uniformierte höflich. Er nahm an, Arma habe sich verlaufen.

Sie war so hübsch, sah so zart und sanft aus, daß er nicht ahnen konnte, wie gefährlich sie war.

»Oh«, sagte sie lächelnd, aber dieses Lächeln erreichte nicht ihre dunklen Augen. »Ich muß wohl die falsche Tür erwischt haben. Entschuldigen Sie.«

»Ist kein Malheur«, sagte der Mann. »Wohin wollen Sie denn?«

»Raus aus diesem Haus«, zischte die Zauberin, und von ihren Augen ging eine Kraft aus, die den Uniformierten schockte.

Schwarze Magie attackierte das Herz des Mannes. Er riß verstört die Augen auf, sein Gesicht verzerrte sich. Schweiß brach ihm aus allen Poren, und er faßte sich stöhnend an die Brust.

Arma kümmerte sich nicht weiter um ihn. Er konnte sie nicht mehr

aufhalten. Sie setzte ihren Weg fort. Ein grausamer Ausdruck hing um ihre Mundwinkel.

***

Cruv öffnete die Tür. Tucker Peckinpah folgte dem Gnom. Cruvs Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Sollte Arma angreifen, würde er sie mit seinem Stock attackieren.

Doch er sah nicht Arma, sondern einen uniformierten Mann, dem es sehr schlecht ging. Er röchelte schaurig.

»Mein Herz! Einen Arzt! Schnell… einen Arzt…«

Cruv war sicher, daß dieser Mann keinen gewöhnlichen Herzanfall hatte. Arma hatte ihn ausgelöst.

Der Uniformierte rutschte mit der Schulter die Wand entlang. Seine Beine konnten ihn nicht mehr tragen. Er brach zusammen.

Tucker Peckinpah kehrte um, um Hilfe zu holen. Cruv eilte indessen zu dem Mann und öffnete ihm das Hemd.

»Ich… wollte… dieses Mädchen…«, kam es abgehackt über die Lippen des Mannes.

»Nicht sprechen«, sagte Cruv. »Es kommt gleich Hilfe.«

Tucker Peckinpah eilte auf zwei Uniformierte zu und teilte ihnen mit, was ihrem Kollegen passiert war. Einer der beiden telefonierte sofort.

Fünf Minuten später wurde der Mann auf eine Bahre gelegt und ins Krankenhaus gebracht. Cruv versuchte, Armas Spur zu finden, doch die Mühe war vergebens.

Schließlich standen Tucker Peckinpah und sein kleiner Leibwächter wieder vor der Vitrine und betrachteten die Augen des Todes. Die Diamanten lagen auf blutrotem Samt und waren so kunstvoll bemalt, daß man meinen konnte, man hätte lebende Augen vor sich.

Der Industrielle runzelte besorgt die Stirn. »Ich habe ein ganz scheußliches Gefühl, seit ich weiß, daß sich Arma für diese Steine interessiert.«

»Hätte es einen Sinn, die Sicherheitsmaßnahmen zu verstärken?« fragte der Gnom.

»Kaum«, gab der Industrielle zurück. »Arma ist kein Mensch. Sie kennt bestimmt eine Menge schwarzmagischer Tricks, die es ihr ermöglichen, alle Sicherheitsvorkehrungen auszuschalten.«

»Rechnen Sie damit, daß sich die Zauberin die Augen des Todes holt?«

»Sie wird es tun, wenn wir ihr nicht zuvorkommen«, sagte Tucker Peckinpah.

Cruv schaute ihn verdattert an. »Zuvorkommen? Sie wollen sich als Juwelenräuber betätigen?«

»Es ist besser, wir besitzen die Steine, als daß sie Arma mit ihrer schwarzen Kraft aktiviert.«

»Aber… aber man kommt an die Diamanten nicht so ohne weiteres heran. Haben Sie schon mal Juwelen geklaut?«

»Nein, noch nie, und ich werde es auch diesmal nicht tun.«

»Ich verstehe: Sie wollen klauen lassen.«

»Sehr richtig«, bestätigte Tucker Peckinpah.

»Das ist kriminell«, gab Cruv zu bedenken.

»Der Zweck heiligt die Mittel«, erwiderte der Industrielle. »Wie man sieht, ist es wichtig für die Menschen, daß jemand die Augen des Todes aus dem Verkehr zieht. Ich werde selbstverständlich dafür sorgen, daß dabei niemand einen Schaden hat. Ich werde das Geld, das die Steine wert sind, irgendwie der Gesellschaft zukommen lassen, die derzeit als rechtmäßige Besitzerin der Augen des Todes fungiert.«

»Wollen Sie Verbrecher anheuern?« fragte der häßliche Gnom.

»Das ist nicht mein Stil«, antwortete Tucker Peckinpah. »Man kann dieses Problem auch auf eine andere Weise lösen.«

Er verließ mit seinem Leibwächter das Gebäude. Nachdem sie in den Rolls Royce gestiegen waren, fragte Cruv: »Wohin fahren wir jetzt?«

»Zu Tony Ballard.«

Cruv ließ den silbermetallicfarbenen Rolls Royce langsam anrollen.

»Unsere Freunde müssen wissen, daß Arma in London ist«, sagte Tucker Peckinpah und zündete sich eine dicke Zigarre an.

Zwanzig Minuten später erreichten sie Paddington.

Mr. Silver war inzwischen wieder von Pater Severin zurückgekehrt. Als Peckinpah an der Tür läutete, öffnete der Ex-Dämon. Er begrüßte den Industriellen mit »Hallo, Mr. Peckinpah!« Und zu Cruv sagte er: »Na, du Sitzriese.«

»Jeder kann nicht so lang sein wie du«, brummte der Knirps.

»Ich bin groß, nicht lang«, stellte der Hüne richtig.

Doch Cruv schüttelte entschieden den Kopf. »Lang. Groß kann auch jemand sein, der klein ist.«

»Wie du zum Beispiel. Na, komm schon rein, sonst trägt dich noch der Wind davon.«

Mr. Silver führte Peckinpah und den Gnom in den Livingroom. Er bot ihnen Platz und einen Drink an. Er war ganz Hausherr.

»Ist Tony da?« wollte der Industrielle wissen.

»Nein«, antwortete der Ex-Dämon. »Und ich habe keine Ahnung, wo der Knabe steckt. Er fuhr gestern zu Pater Severin. Seither ist er spurlos verschwunden.«

»Es hat ihn doch hoffentlich nicht schon wieder in eine andere Dimension verschlagen«, sagte Peckinpah.

»Ich habe wirklich nicht den leisesten Schimmer, wo er stecken könnte, und gemeldet hat er sich bis jetzt noch nicht.«

Der Industrielle kräuselte die Nase. »Ich will ja nicht unken, aber das halte ich für kein gutes Zeichen.«

»Ich auch nicht«, gab Mr. Silver zu. »Haben Sie zufällig Radio gehört?«

»Nein«, sagte der Industrielle.

»Dann wissen Sie nicht, was auf dem Holy Cross Cemetery passiert ist.«

Der Industrielle schüttelte den Kopf.

»Yora ist in London«, sagte Mr. Silver.

»Yora auch?«

»Was heißt *auch*? Wer noch?«

»Arma«, sagte Peckinpah und erzählte, was er und Cruv erlebt hatten.

Der Ex-Dämon fing an zu kombinieren. »Arma interessiert sich für die Augen des Todes. Und Yora macht einen *Juwelendieb* zum Zombie.«

»Dann will auch sie die Diamanten haben!« begriff Tucker Peckinpah sofort.

»Zwei schwarzblütige Wesen haben es auf die Augen des Todes abgesehen…« sagte Mr. Silver.

»Und wir«, ergänzte Tucker Peckinpah.

»Wieso wir?«

»Weil wir nicht zulassen dürfen, daß die Diamanten entweder in Yoras oder in Armas Hände gelangen.«

»Das ist doch wohl klar«, gab Cruv seinen Senf dazu. »Wir müssen bei dieser Sache gewissermaßen die lachenden Dritten sein.«

Mr. Silver schmunzelte. »Dieser Cruv ist doch wirklich ein ganz gerissenes Kerlchen.«

»An mir kannst du dir ein Beispiel nehmen«, tönte der Gnom.

»Lieber nicht«, sagte Mr. Silver und wollte noch eine Bosheit dranhängen, aber Tucker Peckinpah fuhr schnell dazwischen: »Ich habe während der Fahrt einen Plan geschmiedet. Hören Sie ihn sich an und sagen Sie mir, was Sie davon halten, Mr. Silver.«

***

Die Zeit verrann wie zähflüssiger Sirup. Ich dachte an meine Freunde, die meinetwegen wahrscheinlich schon unruhig geworden waren. Es kam so gut wie nie vor, daß sie nicht wußten, wo ich zu erreichen war - wenn es keine unvorhergesehenen Probleme gab.

Wenn ich daran dachte, daß Yora bald die Augen des Todes besitzen würde, bekam ich Magenkrämpfe. Mir war nicht bekannt, was sie damit alles anstellen konnte, aber es würde nicht wenig sein.

Erroll Cosby hatte mir ein fürstliches Frühstück gebracht. Sie fütterten mich wie einen Ehrengast, weil sie es sich mit Yora nicht verscherzen wollten.

Wenn die Totenpriesterin von hier verschwand, würden die Augen des Todes und ich bei ihr sein. Vielleicht würde sie mir dann demonstrieren, was sie mit den bemalten Diamanten alles anstellen

konnte.

Verständlich, daß ich sie auf ihrem Weg in eine andere Dimension lieber nicht begleitet hätte. Aber dazu wäre es nötig gewesen, mich erst mal dünnezumachen.

Doch wie sollte ich das bewerkstelligen? Sie hatten mir alles abgenommen, was ich bei mir gehabt hatte. Ich blickte an mir hinunter. Keine Waffe hatten sie mir gelassen.

Ob sich mit dem Gürtel etwas anstellen ließ? Ich öffnete ihn und zog das Leder durch die Schlaufen. Wenn ich den spitzen Dorn zwischen Zeige- und Mittelfinger klemmte und ihn jenem Gangster, der mir das Mittagessen brachte, an die Halsschlagader setzte, mußte das doch einigen Eindruck machen.

Ich bereitete mich seelisch auf den Angriff vor, und es dauerte nicht lange, bis ich Schritte vernahm, die sich der Tür meiner Zelle näherten.

Mein Herz schlug sofort ein paar Takte schneller. Ich verbarg die Hand mit dem Gürtel hinter meinem Rücken und wartete. Egal, wer eintrat, ich hatte für ihn eine unangenehme Überraschung bereit.

Ich vernahm ein mehrfaches metallisches Klacken und hielt unwillkürlich die Luft an. Wenn ich mit meiner Attacke Erfolg hatte, war noch nicht viel gewonnen, denn es gab noch viele weitere Hürden zu überwinden, aber ein wichtiger Anfang würde gemacht sein.

Die Tür schwang auf, und ich sah Bill O'Hara. »Alles okay, Ballard?«

»Alles bestens«, gab ich zurück.

»Das hört man gern. Schließlich möchten wir nicht, daß du dich bei Yora beklagst.«

»Ich komme mir wie in einem Luxushotel vor. Nur die Einrichtung ist ein bißchen spartanisch, und an der Tür fehlt die Klinke.«

»Eine Vorsichtsmaßnahme, damit du uns nicht abhanden kommst«, sagte O'Hara grinsend und stellte das große Tablett auf den Boden. Ein Menü aus fünf Gängen stand darauf. Die Gangster verwechselten mich anscheinend mit einem Mastochsen.

Als sich O'Hara bückte, hielt ich das Kribbeln nicht mehr aus. Ich wollte mich auf ihn stürzen, ließ es dann aber ganz schnell bleiben, als ich vor der Tür Erroll Cosby stehen sah.

Ich hätte alles verdorben, wenn ich es trotzdem versucht hätte. Es fiel mir zwar schwer, aber mir blieb nichts anderes übrig, als auf eine bessere Gelegenheit zu warten.

Vielleicht kam sie nach dem Essen. Vielleicht holte dann nur einer das Tablett ab.

Bill O'Hara wünschte mir einen guten Appetit und zog sich zurück. Sie vergaßen nicht, mich wieder einzuschließen. Ich hockte mich auf den Boden und aß von allen Gängen ein bißchen.

Dann wartete ich wieder. Das kann einen ganz schön mürbe machen.

Meine Nerven hatten einiges auszuhalten.
Wieder das Klacken…
Diesmal hatte ich keine Schritte gehört. Ich lehnte mich neben der Tür an die Wand und hielt den Metalldorn fest zwischen meinen Fingern. Mit einer so ungewöhnlichen »Waffe« hatte ich mir noch nie die Freiheit erkämpft.
Mal sehen, ob es klappen würde.
Die Tür öffnete sich, und jemand trat ein. Aber es war weder Bill O'Hara noch Erroll Cosby.
Es war… Terence Pasquanell!

***

Mr. Silver nickte. »Nicht schlecht, die Idee. Könnte hinhauen.«
Cruv tat so, als wäre es sein Plan. »Was heißt *könnte*? Es wird funktionieren, und Arma und Yora gucken durch die Finger.«
»Hinterher sollte man versuchen, George Quinn unschädlich zu machen«, bemerkte Tucker Peckinpah.
»Sie haben recht«, pflichtete ihm Mr. Silver bei. »Es genügt, wenn ein Zombie die Stadt unsicher macht: Terence Pasquanell. Aber den kriegen wir auch noch.«
»Wäre es denkbar, daß sich Tony Ballard entweder in Armas oder in Yoras Gewalt befindet?« fragte der Industrielle.
Der Hüne mit den Silberhaaren seufzte schwer. »Dann darf Tonys Schutzengel wieder mal Überstunden machen.«
Er erhob sich und verließ kurz den Raum. Als er zurückkehrte, war Boram, der Nessel-Vampir, bei ihm.
Die Dampfgestalt setzte sich nicht. Reglos blieb sie stehen, ein merkwürdiges Wesen, körperlos, aber Boram konnte den Dampf so sehr verdichten, daß man ihn auch berühren konnte.
Oder er konnte den Dampf so weit ausweiten, daß er völlig transparent und somit so gut wie unsichtbar wurde.
»Hör zu, Boram«, sagte der Ex-Dämon. »Wir haben ein Problem, und du wärst uns eine große Hilfe.«
»Was soll ich tun?« fragte der Nessel-Vampir.
»Du wirst für uns Juwelen stehlen«, antwortete der Hüne.

***

Grauenerregend sah dieser Mann ohne Augen aus. Der Zombie hatte mich gefunden. Unser erster Kampf war nach Punkten an ihn gegangen, aber das genügte ihm nicht.
Der bärtige Werwolfjäger wollte mich total besiegen. Er hatte auf seine Chance gewartet. Nun war sie gekommen. Ich hatte keine Waffe, nur diesen lächerlichen Gürteldorn.
Was sollte ich einem Untoten damit schon anhaben?
Er wußte sofort, wo ich stand und wandte sich mir zu. Ich beförderte

ihn mit einem Tritt zurück und wollte an ihm vorbei aus der Zelle fliehen, aber sein Faustschlag warf mich gegen die Wand.

Ich japste nach Luft und hörte die Engel singen, drehte mich und schlug zurück. Dann schlang ich ihm blitzschnell den Gürtel um den Hals und zog zu.

Aber er brauchte keine Luft. Er atmete nicht mehr. Ich hatte auch nicht vor, ihn zu erdrosseln, sondern zerrte ihn kraftvoll nach unten, und dann ließ ich mein Knie jäh hochschnellen.

Dieser Treffer beförderte ihn weit zurück. Er konnte mich am Verlassen der Zelle nicht hindern. Ich stürmte nach draußen, durch den Keller und die Treppe hinauf.

Ich hörte Pasquanell. Der bärtige Werwolfjäger verfolgte mich, und er war nicht langsam. Ich warf einen gehetzten Blick über die Schulter zurück.

Mein Gürtel hing noch an Pasquanells Hals. Jetzt fegte er ihn fort.

Ich erreichte das obere Ende der Kellertreppe. Pasquanell war nichts wichtiger, als mich zu kriegen. Ich stieß die Kellertür auf und rannte durch die Halle.

»Ballard!« brüllte im nächsten Augenblick Bill O'Hara, und sein Revolver sprang ihm förmlich in die Hand.

Als er abdrückte, duckte ich mich. Neben ihm tauchte Erroll Cosby auf. Ich stürzte dem Raum entgegen, in dem sich meine Waffen befanden.

Pasquanell erschien in der Halle. O'Hara und Cosby schrien ihm Befehle zu, doch er gehorchte nicht. Er tat nur, was ihm Chet Bosco sagte, und der war im Augenblick nicht zu sehen.

Ich rammte die Tür auf und gelangte in den dahinterliegenden Raum, ohne daß es die Gangster verhindern konnten. Ich warf die Tür hinter mir zu. Der Schlüssel steckte. Ich schloß mich ein.

Draußen herrschte Aufregung. Ich stemmte mich gegen eine schwere Kommode und schob sie vor die Tür. Pasquanell wuchtete sich draußen ungestüm dagegen.

Ich lief zum Schrank. Er war abgeschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Ich mußte ihn aufbrechen. Aber womit? Vielleicht klappte es mit dem Metallbrieföffner, der auf dem Highboard lag.

Ich holte ihn. Mir fiel auf, daß sämtliche Fenster vergittert waren. Sie waren als Schutz vor Einbrechern gedacht. Leider konnte ich dort aber auch nicht hinaus.

Ich mußte durch die Tür. Aber vor dieser befanden sich Terence Pasquanell und die beiden Gangster. War das noch eine reelle, erfolgversprechende Chance? Sollte ich aufgeben?

Niemals! schrie es in mir.

Mein Blick fiel auf ein Telefon. Pasquanell warf sich immer wieder gegen die Tür. Die Verbrecher ballerten auf das Schloß. Ich riß den

Telefonhörer vom Apparat und wählte meine Nummer.

Hoffentlich ist jemand zu Hause, dachte ich. Irgend jemand, der die anderen informieren und alarmieren kann!

Mr. Silver meldete sich. Besser hätte es sich gar nicht fügen können.

»Silver, hier ist Tony!« platzte es aus mir heraus.

»Tony! Wo steckst du?«

Ich sagte es ihm, aber er hörte es nicht, denn jemand hatte dafür gesorgt, daß die Leitung tot war…

***

Alle hatten aufgehorcht. Mr. Silver wiederholte seine Frage: »Tony, wo steckst du?«

Doch der Freund antwortete nicht, die Leitung war tot. Der Ex-Dämon schlug mehrmals auf die Gabel.

»Hallo! Hallo!«

Cruv sprang auf und eilte zu ihm.

»Tot«, sagte Mr. Silver.

»Tony?« fragte der Gnom entsetzt.

»Die Leitung«, knurrte der Hüne. »Aber vielleicht auch bald Tony. Er ist in Schwierigkeiten. Verdammter Mist. Wenn ich nur wüßte, woher der Anruf kam.«

»Kannst du's nicht zurückverfolgen? Du besitzt doch übernatürliche Fähigkeiten«, sagte Cruv.

»Alles kann ich auch nicht«, brummte Mr. Silver mit schmalen Augen. »Ich habe Schüsse gehört.«

»Wir können nur hoffen, daß sich Tony selbst helfen kann«, bemerkte Tucker Peckinpah mit belegter Stimme.

***

Ich ließ den Hörer einfach fallen. Wieder krachten Schüsse. Die Kugeln durchschlugen das Holz und rissen lange Splitter heraus. Chet Bosco traf vor der Tür ein. Er schickte Pasquanell fort.

Ich lief zum Schrank und versuchte die Tür mit dem Brieföffner aufzubrechen, aber das Metall war zu hart. Der Öffner brach. Ich werkte mit dem, was übrigblieb, weiter.

Der Schweiß rann mir in Strömen über die Stirn. Endlich hatten die Gangster die Tür aufgeschlossen. Nun ratterte die Kommode über den versiegelten Parkettboden.

Mit vereinten Kräften machten sie die Tür auf. Mir gelang es zwar noch, die Schranktür aufzubrechen, aber an meine Waffe kam ich nicht mehr.

»Ballard, du verdammter Bastard!« schrie Chet Bosco hinter mir außer sich vor Wut. »Weg von dem Schrank! Verdammt, ich leg' dich um, wenn du nicht auf der Stelle gehorchst! Für Yora finde ich dann schon eine Erklärung.«

Ich drehte mich wie in Zeitlupe um. Jetzt hatte ich es nicht mehr eilig. Der Fluchtversuch war eine Bruchlandung geworden.

Drei Waffen waren auf mich gerichtet, und alle drei Männer, die dahinter standen, schienen den unbändigen Wunsch zu haben, mich kaltzumachen. Pasquanell war verschwunden.

Ich spreizte die Arme ab und ließ den Brieföffner fallen. Dann trat ich zwei Schritte zur Seite, um meinen guten Willen zu bekunden.

Aber damit war Chet Bosco nicht versöhnlich zu stimmen. Er schien sehr sauer auf mich zu sein. Er befahl seinen Männern, mich zu ergreifen. Sobald sie mich festhielten, als wäre ich zwischen zwei Schraubstockbacken eingeklemmt, trat Bosco vor mich hin.

Haß loderte in seinen Augen. Er schob die Pistole in den Hosenbund und sagte: »Du bist nicht sehr klug, Schnüffler.«

»Wieso? Weil ich keine Lust hatte, mich von Pasquanell massakrieren zu lassen?«

»Weil du versucht hast, abzuhauen.«

»Mir gefällt es eben nicht bei euch.«

»Ich werde dafür sorgen, daß du denselben Blödsinn nicht noch mal machst«, sagte der Gangsterboß, und dann schlug er zu.

Es tat verdammt weh, und ich konnte mich nicht wehren. Wenn O'Hara und Cosby mich losgelassen hätten, wäre ich Bosco an die Kehle gegangen.

Aber sie hielten mich so lange fest, bis mir ihr Boß die ganze Wut aus dem Leib geprügelt hatte. Was hinterher blieb, war nur noch lahme Resignation.

»Yora wird verstehen, daß wir dich ein bißchen härter anfassen mußten«, sagte Bosco grinsend.

Ich hing erschöpft zwischen seinen Männern, konnte kaum noch aufrecht stehen.

»Schafft ihn wieder runter in seine Zelle«, sagte Bosco. »Und sperrt die Zombies vorläufig auch ein. Die haben schon für genug Aufregung gesorgt.«

O'Hara und Cosby schleppten mich aus dem Zimmer, durch die Halle und die Kellertreppe hinunter. Schmerzen durchtobten meinen Körper. Es würde seine Zeit dauern, bis ich sie verdaut hatte.

Der rothaarige Gorilla und sein Komplize stießen mich in meine Zelle. Ich stürzte, machte mir nicht die Mühe, aufzustehen, blieb liegen.

Cosby nahm das Tablett mit. Die Tür fiel mit einem dumpfen Knall zu, und dann war ich wieder allein. Übelkeit würgte mich. Ich wälzte mich auf den Rücken, breitete die Arme aus und versuchte mich zu entspannen.

Tony Ballard - der große Verlierer.

So fühlte ich mich.

***

Brian Hawke hieß der zweite Juwelenräuber, dessen Mitarbeit sich Chet Bosco auf eine ganz und gar unübliche Weise sichern wollte. Hawke war erst 49, aber er hatte sich bereits zur Ruhe gesetzt. Er hatte in seinem Leben einige große Coups gelandet und damit so viel Geld verdient, daß er heute von den Zinsen seines Geldes leben konnte.

Unermüdlich hatte die Polizei versucht, ihn zu kriegen. Er hatte es immer wieder geschickt verstanden, sich ihrem Zugriff zu entziehen und alle Beweise und Spuren zu beseitigen.

Bei Verhören hatte er ganz genau aufgepaßt, was er sagte, und so mußten sie den cleveren Verbrecher immer wieder nach Hause schicken.

Als er merkte, daß seine Spannkraft nachließ und sich dadurch die Gefahr erhöhte, von den Bullen geschnappt zu werden, hängte er seinen »Beruf« an den Nagel und genoß die Früchte seines Eifers.

Er war ein hagerer Mann, hatte seit zwanzig Jahren schon eine Glatze, und seine Nase sprang vor wie der Schnabel eines Raubvogels. Er führte ein geruhsames Leben, ging jeder Aufregung aus dem Weg, war Hobbygärtner und züchtete herrliche Orchideen.

Er verbrachte sehr viel Zeit in seinem großen Glashaus. Inmitten all der grünen, üppig wuchernden Pflanzen fühlte er sich wohl. Das war seine Welt. Für Juwelen interessierte er sich nicht mehr. Auch nicht für jene, die zur Zeit in London ausgestellt waren und einen hohen Wert repräsentierten. Er hatte sich die Ausstellung nicht einmal angesehen.

Wenn er sich dort hätte blicken lassen, hätten gewisse Leute angenommen, er würde rückfällig werden. Um so einen Verdacht nicht aufkommen zu lassen, blieb er zu Hause und der Ausstellung fern.

Hawke betreute einige Setzlinge. Er ging wie immer völlig in seiner Tätigkeit auf. Vor zehn Jahren hätte er sich das noch nicht vorstellen können. Er - ein Hobby-Gärtner.

Heute liebte er seinen »Dschungel« über alles und konnte sich ein Leben ohne diesen nicht mehr vorstellen. Er wäre sonst vor Langeweile umgekommen.

Da war plötzlich ein Geräusch…!

Brian Hawke nahm es zuerst gar nicht richtig wahr, aber dann drang es doch in sein Bewußtsein. Jemand mußte sein Glashaus betreten haben.

Er stellte die Kanne mit flüssigem Düngemittel an ihren Platz und wandte sich argwöhnisch um. Er mochte keine Besuche. Schon gar nicht in seinem Glashaus. Hawke trat ein paar Schritte vor.

Es gab so viele Pflanzen in dem großen Glashaus, daß man sich

dazwischen gut verstecken konnte. Mißtrauisch ließ Hawke den Blick über das üppige Grün schweifen.

»Wer ist da?« fragte er.

Niemand antwortete.

Der Juwelendieb griff nach einer handlichen Gartenschere. Sie hatte scharfe, schlanke Schenkel, die spitz zuliefen.

Andere Leute besaßen einen Revolver. Brian Hawke verabscheute Schußwaffen. Ab und zu war er gezwungen gewesen, zu kämpfen, aber da hatten ihm immer die Fäuste genügt.

Wenn ein Verbrecher den Bullen mit einem Revolver entgegentritt, fordert er es nur heraus, daß sie auf ihn schießen. Das hatte er sich immer gesagt und deshalb die Finger von Schießeisen gelassen.

Langsam schlich Hawke den »Dschungelpfad« in der Mitte des Glashauses entlang. Seine Augen wurden zu engen Schlitzen. Er drückte hin und wieder lappige Blätter zur Seite, bog Zweige zurück, schaute sich sehr gewissenhaft um.

Er fühlte sich beobachtet. Das machte ihn unruhig. Deshalb schlossen sich seine Finger fester um den Griff der Gartenschere. Er entdeckte eine offene Tür.

Sie schloß seit langem schlecht. Der Wind konnte sie aufgerissen haben. Vielleicht brauchte er sich nicht zu beunruhigen. Hawke schloß die Tür.

Er zog sie zu und drückte die Klinke nach oben. Jetzt konnte der Wind sie nicht mehr aufdrücken. Aufatmend ließ Hawke die Gartenschere sinken.

Er hatte sich unnütz aufgeregt. Niemand wollte ihm etwas anhaben. Er lachte in sich hinein.

Deine Nerven sind auch nicht mehr das, was sie mal waren, dachte er und kehrte um.

Früher hatte ihn nichts so leicht aus der Ruhe gebracht. Nerven wie Drahtseile hatte er gehabt. Heute flippte er schon, wenn der Wind die Tür aufriß.

War es tatsächlich der Wind gewesen?

Hinter Brian Hawke entstand ein schleifendes Geräusch. Verdammt, es war also doch jemand da. Der Juwelendieb fuhr mit angehaltenem Atem herum, und zwischen zwei dicht belaubten Topfpflanzen trat ein Mann hervor: George Quinn!

***

»George!« stieß Brian Hawke verblüfft hervor. Er hatte die Nachrichten gehört und wußte, was sich auf dem Holy Cross Cemetery zugetragen hatte.

Man hätte George beinahe lebendig begraben, weil er scheintot gewesen war, und kaum hatte man ihn aus dem Grab geholt, da war

eine Wahnsinnige namens Yora aufgetaucht und hatte ihn mit einem Dolch ermordet.

Irgend etwas konnte nicht stimmen.

George stand jetzt vor ihm. Also konnte ihn dieses Mädchen nicht umgebracht haben.

Hawke war auf die Erklärung neugierig, die ihm Quinn geben würde. Sie hatten einige Male zusammengearbeitet und nicht schlecht abgesahnt. Trotzdem hatte Hawke lieber allein gearbeitet, weil er hinterher mit niemandem zu teilen brauchte.

»George, wo kommst du her?«

Quinn antwortete nicht. Hawke musterte ihn verwirrt.

Dann lachte er heiser. »Was die im Radio für Unsinn erzählen, ist schon abenteuerlich. Da soll ein Mädchen aufgetaucht und mit einem Dolch auf dich losgegangen sein. Sie sagten, du wärest tot. He, alter Freund, was steckt dahinter? Warum sagst du denn nichts, George? Menschenskind, steh nicht so da und glotz mich so weltfremd an. Erzähl mir endlich, was sich auf dem Friedhof *wirklich* abgespielt hat.«

Quinn blieb bei seinem Schweigen, und Brian Hawke spürte ein merkwürdiges Gefühl in sich aufkeimen. Irgend etwas stimmte mit George nicht.

Aber was?

Hawke musterte ihn genauer. Totenblaß war Quinns Gesicht. Wie eine wandelnde Leiche sah er aus, aber zum Glück gab es so etwas nur im Kino und nicht in Wirklichkeit.

Quinns Hände zuckten.

Hawke stieß wieder dieses heisere Lachen aus. »Na schön, du willst es mir nicht erzählen. Vielleicht war's ein schlimmer Schock für dich, und du möchtest die Geschichte nicht wieder aufrühren. Aber möchtest du mir nicht endlich sagen, was dich zu mir führt? Was willst du von mir? Richtig elend siehst du aus, Junge.«

Quinn trat vor.

Hawke hob abwehrend die Hände. »Also ich finde, du übertreibst es ein bißchen, George. Wie lange willst du noch den großen Schweiger mimen?«

Quinn wollte ihn ergreifen.

Hawke sprang zurück. »Augenblick, was soll das? Tickst du nicht richtig? Verdammt noch mal, was soll denn das werden?«

Quinn erwischte ihn beim nächsten Versuch. Seine Finger krallten sich in Hawkes Jacke. Dieser kannte sich zwar immer noch nicht aus, aber er begriff, daß ihm Quinn nicht wohlgesinnt war.

Was für einen Grund Quinn auch immer haben mochte, ihn anzugreifen, er wollte sich das nicht gefallen lassen. Er besann sich der Gartenschere, die er noch in der Hand hielt.

Damit schlug er zu und traf die Stirn des »Freundes«. Er hoffte, daß

dieser Treffer Quinn wachrütteln würde, doch der Kerl griff nur noch fester zu.

Er riß Hawke an sich, drehte sich mit ihm und stieß ihn gegen einen Tisch, auf dem eine Menge Blumentöpfe standen. Die meisten davon fielen um.

Quinn mußte den Verstand verloren haben, das stand jetzt für Brian Hawke fest. Wut wallte in ihm hoch, und er setzte Quinn die spitze Schere an den Leib.

»Wenn du mich nicht auf der Stelle losläßt, passiert ein Unglück, George«, fauchte er. »Ich weiß nicht, was du hast. Ich weiß nur, daß ich mir das nicht bieten lasse. Denk nicht, ich würde bluffen. Ich steche glatt wirklich zu, wenn du deine verfluchten Finger nicht von mir nimmst!«

Quinn tat nichts dergleichen. Er rammte Hawke noch einmal gegen den Metalltisch, und ein glühender Schmerz durchzuckte den Hobby-Gärtner.

Das war zuviel für Hawke. Es reichte ihm. Blind vor Wut stach er zu, aber George Quinn zuckte nicht einmal mit der Wimper.

Er war völlig schmerzunempfindlich!

Hawke riß sich los und sprang zur Seite. Er war sprachlos.

Hier ging's anscheinend mit dem Teufel zu!

Er wußte nicht, wie nahe er mit diesem Verdacht der Wahrheit kam. Angst schnürte ihm die Kehle zu. Zum erstenmal dachte er an Flucht. Wieso man Quinn nicht verletzen konnte, wußte er nicht. Er hatte keine Erklärung dafür.

Dieses Mädchen auf dem Friedhof hatte es auch versucht, damit aber anscheinend ebenfalls keinen Erfolg gehabt. Die verrücktesten Gedanken gingen Hawke durch den Kopf.

Scheintot war Quinn gewesen. Das mußte schreckliche Auswirkungen auf seinen Verstand gehabt haben. Er war wahnsinnig geworden!

Da er ohnedies nicht die richtige Antwort finden konnte, versuchte Hawke sie erst gar nicht zu suchen. Es schien ihm vernünftiger zu sein, das Glashaus zu verlassen.

Und dann würde er die Polizei anrufen, damit sie ihm diesen Wahnsinnigen vom Hals schaffte.

Er wirbelte herum… und erstarrte. Vor ihm stand jemand.

Dieses Mädchen!

Quinn steckte mit ihr unter einer Decke. Verdammt noch mal, was für eine Horror-Show hatten die beiden auf dem Friedhof abgezogen?

Das Gewand, das das Mädchen trug, war weiß und mit Zeichen bestickt, die Hawke fremd waren. Die rothaarige Schönheit hielt plötzlich einen Dolch in ihrer Hand.

Jenen Dolch!

»Seid ihr beide wahnsinnig?« schrie Brian Hawke entsetzt. »Was habt

ihr vor?«

Er hatte das Mädchen vor sich, Quinn hinter sich, saß in einer verdammten Klemme. Gegen Quinn rechnete er sich nicht so gute Chancen aus wie gegen das Mädchen, obwohl sie bewaffnet war.

Er wollte gewissermaßen über Yora hinweg die Flucht ergreifen, doch ehe er starten konnte, traf ein wuchtiger Faustschlag sein Kreuz. Er stöhnte auf und fiel auf die Knie.

Quinn schlug gleich noch einmal zu.

Halb benommen lag Hawke auf dem Rücken. Wie durch einen dichten Nebelvorhang sah er den Zombie und die Totenpriesterin. Er wollte aufspringen, aber Quinn hielt ihn fest.

Und der Dolch senkte sich langsam auf seine Brust herab, »Neiiin!« brüllte er aus Leibeskräften. »Das… das könnt ihr nicht machen!«

Hawke wehrte sich in panischer Verzweiflung, aber es nützte ihm nichts. Quinn drückte ihn fest auf den Boden, und Yora setzte den Seelendolch an und schuf einen weiteren Zombie…

***

Chet Bosco hatte sich die Angelegenheit noch einmal gründlich durch den Kopf gehen lassen. Nun war er bester Laune. Dazu trug auch die Prise Kokain bei, die er vor wenigen Augenblicken genommen hatte.

»Hört zu«, sagte er zu Bill O'Hara und Erroll Cosby. »Sobald uns die Zombies zur Verfügung stehen, programmieren wir sie für den Juwelenraub. Ursprünglich wollte ich, daß die Untoten die Beute hierherbringen, aber das ist ein zu langer Weg. Da könnte eine Menge schiefgehen. Deshalb ist es meiner Ansicht nach besser, wenn wir in der Nähe der Ausstellung eine Wohnung mieten. Die Untoten sollen ihre Beute dort abliefern, und, falls es nötig sein sollte, können sie die Bullen anschließend auf eine falsche Fährte locken, während wir mit den Klunkern seelenruhig nach Hause spazieren.«

O'Hara grinste. »Gute Idee, Boß.«

»Ist ja auch von mir«, gab Bosco zurück. »Macht euch gleich auf den Weg. Sobald ihr das passende Apartment habt, gebt mir Bescheid, und holt Calano zu euch, damit alles Hand in Hand geht.«

»Bringst du Ballard dann auch in die Wohnung?« wollte der rothaarige Ire wissen.

»Nein, der bleibt bis auf weiteres hier.«

»Aber die Augen des Todes überläßt du Yora.«

»Wenn es eine Möglichkeit gäbe, sie darum zu prellen, würde ich es tun, aber ich bin nicht scharf darauf, von ihr zum ersten Gangsterboß Londons gemacht zu werden, der ein Zombie ist. Sie soll die Augen haben. Was uns Natwick, Pasquanell, Quinn und Hawke bringen werden, wird reichen.«

O'Hara und Cosby verließen das Haus.

Eine Stunde später meldeten sie ihm bereits, daß sie ein Apartment mit Blick auf die Themse gefunden hatten. Zwar nicht billig, aber bestimmt genau das, was sich Bosco vorstellte.

Noch eine Stunde verging.

Dann brachten die Wachen George Quinn und Brian Hawke, zwei willenlose Werkzeuge. Yora hatte sie mit ihrem Seelendolch zu Befehlsempfängern degradiert.

Einer Realisierung der Pläne stand nun nichts mehr im Wege.

***

Die Tore wurden um 19 Uhr geschlossen. Danach ging das Sicherheitspersonal durch die Ausstellungsräume, um überall nach dem Rechten zu sehen, und anschließend wurden die hochempfindlichen Alarmsysteme eingeschaltet.

Mr. Silver wollte sich nicht die Mühe machen, die Anlagen auszuschalten. Es gab eine viel einfachere Lösung, und die hieß Boram. Der Nessel-Vampir würde keine Schwierigkeiten haben.

Die Systeme würden ihn nicht erfassen können. Für Boram würde es der reinste Spaziergang sein, in das Haus zu gelangen und die Augen des Todes herauszubringen.

Die beiden standen in einer finsteren Nische. »Noch irgendwelche Fragen?« erkundigte sich Mr. Silver.

Der weiße Vampir schüttelte zuerst den Kopf. Dann aber fiel ihm doch eine Frage ein. »Was soll ich tun, wenn ich dort drinnen Yora oder Arma begegne?«

»Dann wirst du dich beherrschen«, sagte der Ex-Dämon. »Es wird dich furchtbar in den Fingern jucken, über sie herzufallen und ihre Energie zu trinken, aber die Augen des Todes haben Vorrang, ist das klar? Du wirst deshalb weder Arma noch Yora zum Kampf stellen, sondern dir die Diamanten holen und schnellstens hierher bringen.«

Boram nickte. »So soll es geschehen.«

»Kannst du dir diese geschwollene Redensweise nicht abgewöhnen?«

»Nein.«

»Na schön, dann eben nicht«, sagte Mr. Silver. »Geh jetzt. Und laß mich nicht zu lange warten, sonst ziehe ich dir hinterher die Dampfohren lang.«

Boram entfernte sich. Er huschte lautlos durch die schmale Gasse, kroch über graue Betonstufen hinunter und löste seine Dampfgestalt fast völlig auf, um unter einer mit Eisen beschlagenen Tür hindurchsickern zu können.

Drinnen verdichtete sich seine schlanke Gestalt wieder. Er setzte seinen Weg fort. Keine Tür konnte ihn aufhalten. Er brauchte sie nicht einmal zu öffnen, um sie zu passieren.

Und die Alarmsysteme nahmen von der Nessel-Gestalt keine Notiz,

denn im Grunde genommen war Boram nichts weiter als Nebel. Über Marmorstufen gelangte er in eine große Säulenhalle.

Er wußte, welchen Weg er einzuschlagen hatte. Tucker Peckinpah hatte den Plan dagelassen, und Boram und Mr. Silver hatten sich alle Einzelheiten eingeprägt.

Es gab Stahlgitter, die sich nur hoben, wenn die Anlagen ausgeschaltet waren. Boram ging durch sie hindurch, als wären sie nicht vorhanden.

Er erreichte die Panzerglasvitrine, unter der sich die Augen des Todes befanden.

Sie war so groß, daß ein Mann darin stehen konnte, und sie wurde von Schlössern, die in den Boden eingelassen waren, festgehalten.

Wenn sich ein Unbefugter daran zu schaffen machte, gab es sofort Alarm. Doch Boram brauchte sich um die Schlösser nicht zu kümmern. Der Dampf, aus dem er bestand, breitete sich auf dem Boden aus und schob sich unter dem dicken, widerstandsfähigen Glas hindurch. Drinnen in der Vitrine richtete sich der Nessel-Vampir wieder auf.

Er trat an die Augen des Todes. Sehr lebensecht sahen die handbemalten Diamanten aus.

Boram griff danach. Er nahm sie vom blutroten Samtkissen und wollte mit ihnen die Vitrine gleich wieder verlassen, aber das ging nicht. Wohl konnte Boram seine Gestalt wieder so weit auflösen, daß er spielend unter dem Glas durchsickern hätte können, aber es war ihm nicht möglich, die Diamanten mitzunehmen.

Das hatten sie sich nicht überlegt.

Es ging also doch nicht ohne Mr. Silvers Hilfe. Er mußte sich erstens um die Alarmsicherung der Schlösser kümmern und anschließend die Panzerglasvitrine kippen, damit Boram die Augen des Todes herausholen konnte.

Der Nessel-Vampir legte die Diamanten wieder auf den Samt und kehrte ohne sie zu Mr. Silver zurück. Der Ex-Dämon nahm an, Boram hätte die Augen des Todes bei sich, und sparte nicht mit Lob.

»Das ging schneller, als ich erwartet hatte. Du hast großartige Arbeit geleistet, Boram. Ich bin mit dir sehr zufrieden. Zeig mal her die Steine. Wenn man sie zum Bösen hin aktivieren kann, gelingt es mir vielleicht, sie zu einer Waffe des Guten zu machen.« Er streckte die Hand ungeduldig aus. »Nun gib sie schon her.«

»Ich hab' sie nicht.«

»Du nimmst mich auf den Arm, wie?«

»Nein. Ich habe sie wirklich nicht.«

»Junge, solche Scherze macht man nicht mit mir!« grollte der Ex-Dämon. »Da kann ich verdammt unangenehm werden. Oder denkst du, dir die Steine unter den Dampfnagel reißen zu können?«

Boram berichtete ihm von der unerwarteten Schwierigkeit, die es

gegeben hatte.

Der Ex-Dämon seufzte. »Meine Güte, ich hätte es wissen müssen, daß nichts klappt, wenn ich es nicht selbst in die Hand nehme. Na komm schon, du Nebelheini. Meister Silver wird dir vorführen, wie man Diamanten klaut.«

Diesmal brauchten sie länger, um sich zu den Augen des Todes vorzuarbeiten. Schließlich mußte Mr. Silver etliche Kabel der Alarmanlage magisch »abnabeln«.

Erst dann konnte er die Türschlösser sprengen.

Boram machte den Ex-Dämon auf eine Veränderung aufmerksam: »Die Gitter haben sich gehoben.«

»Dann muß außer mir noch jemand anders am Alarmsystem herumgespielt haben«, gab der Hüne leise zurück. »Entweder jemand, der etwas von diesen Dingern versteht, oder jemand, der weiß, wie man solchen Anlagen mit schwarzer Magie zuleibe rücken kann.«

Er schickte den Nessel-Vampir voraus, um das Terrain zu sondieren, und wenig später meldete Boram, daß sich vier Zombies an der Panzerglasvitrine zu schaffen machten, in der sich die Augen des Todes befanden.

***

Die Männer, die das Haus während Chet Boscos Abwesenheit bewachten, hatten den Auftrag, dafür zu sorgen, daß Petula nicht verschwand. Vor ihrer Tür saß zwar niemand mehr, aber dennoch war eine Flucht unmöglich.

Petula bangte um ihr Leben. Sie hatte Dinge erlebt und gehört, die haarsträubend und eigentlich unmöglich waren.

Dennoch war das alles grauenvolle Wirklichkeit.

Ihr Bruder befehligte tatsächlich lebende Leichen. Chet war auf einmal nicht nur ein Gangsterboß, sondern hatte sich auch noch mit der Hölle verbündet. Petula war es in seiner Nähe nicht mehr geheuer.

Allein würde sie die Flucht möglicherweise nicht schaffen, aber es gab einen Gefangenen im Keller. Petula hatte gelauscht und wußte über diesen Tony Ballard Bescheid.

Mit seiner Hilfe konnte es ihr gelingen, von hier fortzukommen. Doch nicht nur deshalb war Petula entschlossen, Tony Ballard zu befreien.

Sie wollte außerdem verhindern, daß diesem Mann ein Leid zugefügt wurde. Er war Privatdetektiv. Er würde dafür sorgen, daß Chet ins Gefängnis kam.

Nie hätte Petula gedacht, daß sie sich einmal so entschlossen gegen ihren Bruder stellen würde, aber irgend jemand mußte Chet Bosco Einhalt gebieten.

Er hatte das Maß aller Dinge verloren.

Er hatte Gewalt über *Zombies*! Wie würde sein nächster Schritt

aussehen, wenn man ihn nicht stoppte?

Petula verließ ihr Zimmer. Sie eilte unbemerkt die Treppe hinunter und wandte sich der Kellertür zu. Genau genommen hatte sie noch nie eine gute Tat begangen. Sie war immer nur auf ihren Vorteil bedacht gewesen.

Hatten die schrecklichen Ereignisse der letzten Nacht sie geläutert?

***

Ich hatte mich von den Prügeln, die ich bezogen hatte, einigermaßen erholt. Es war reichlich Zeit dafür gewesen. Stille herrschte im Haus. Die Galgenvögel schienen ausgeflogen zu sein.

Als das metallische Klacken zu hören war, dachte ich sofort an Terence Pasquanell. Als nächstes fiel mir Yora ein. Kam sie schon, um mich zu holen?

Die Tür öffnete sich, und ein hübsches schlankes Mädchen erschien. Sie hatte ihr langes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und schaute mich nervös und ängstlich an.

»Ich bin Petula Bosco, Chet Boscos Schwester. Er hält mich in seinem Haus wie eine Gefangene.«

»Das scheint ein Tick von ihm zu sein.«

»Werden Sie mir helfen, von hier fortzukommen, Mr. Ballard?«

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte ich.

Petula erzählte mir alles, was sie wußte, und ich fragte sie, ob sie bereit wäre, all das vor einem ordentlichen Gericht zu wiederholen.

Zuerst zögerte sie, aber dann nickte sie entschlossen. »Ja, Mr. Ballard, ich werde gegen meinen Bruder aussagen. Er hat den Bogen überspannt.«

»Das kann man wohl sagen. Er hat sich mit der Hölle eingelassen.«

Wir verließen den Keller. Ich achtete darauf, daß die Schwester des Gangsterbosses immer hinter mir blieb. Ich hatte diesem Mädchen ungemein viel zu verdanken. Mein Leben nämlich. Gibt es etwas Wertvolleres?

Yora hätte es mir genommen, wenn ich in der Zelle geblieben wäre.

»Diese Richtung, Tony«, sagte Petula. »Zur Hintertür.«

»Augenblick. Zuerst hole ich mir wieder, was mir Ihr Bruder abgenommen hat.«

Ich hoffte, daß sich alles noch in dem Schrank befand, den ich mit dem Brieföffner aufgebrochen hatte. Und wirklich - Chet Bosco hatte es nicht der Mühe wert gefunden, meine Sachen anderswo unterzubringen.

Lang lebe Boscos Trägheit, dachte ich und nahm mein Eigentum an mich. Danach fühlte ich mich gleich um vieles besser.

Petula zeigte mir den Weg zur Hintertür.

Als ich sie öffnete konnte ich nicht ahnen, daß gleich dahinter ein

Wächter stand. Der bullige Mann fuhr herum, sah uns, und seine Miene verdüsterte sich. Als er zur Kanone griff, schickte ich ihn mit einem Kinnhaken ins Reich der Träume.

Um geweihte Silbermunition zu sparen, nahm ich den Revolver des bewußtlosen Verbrechers an mich, dann rannten wir an der Rückfront des großen Hauses entlang.

Plötzlich fielen hinter uns Schüsse. Ein weiterer Posten war auf uns aufmerksam geworden. Petula stieß kleine Schreie hervor, während sie geduckt neben mir lief.

Sie hatte Angst, getroffen zu werden.

Ich drehte mich um und feuerte zurück. Der Mann ging zu Boden. Ich wußte nicht, ob ich ihn getroffen hatte oder ob er sich sicherheitshalber fallen ließ.

Er brüllte seine Komplizen herbei. Von allen Seiten kamen sie angerannt und wollten unsere Flucht vereiteln, aber ich schoß gezielt, stoppte den einen, zwang den anderen in Deckung, verletzte den dritten.

Petula Bosco stolperte. Fast wäre sie gestürzt. Ich griff schnell zu. Sie stöhnte unter meinem harten Griff auf, aber ich ließ nicht locker, sondern riß sie mit mir hinter einen Baum.

Kaum waren wir dahinter verschwunden, trommelten Kugeln gegen das Holz. Wir hatten ungeheures Glück gehabt, und das wußte Petula auch.

»Danke, Tony!« keuchte sie.

»Bedanken Sie sich später. Noch sind wir nicht aus dem Schneider.«

Wir liefen weiter, suchten immer wieder Schutz hinter Bäumen, erreichten eine Mauer, ohne daß es die Gangster verhindern konnten, und überkletterten sie, so schnell es uns möglich war.

Sie versuchten uns mit zwei Autos zu kriegen. Das Ganze erinnerte mich an eine Hasenjagd, aber wir waren nicht so dumm wie Hasen.

Wir schlugen zwar auch ständig unsere Haken, aber wir rannten nicht bis zum Umfallen, sondern versteckten uns zwischendurch immer wieder, um zu neuen Kräften zu kommen, während uns die Jäger ganz woanders suchten.

Das Mädchen keuchte schwer.

»Können Sie noch, Petula?« fragte ich.

Sie nickte. »Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, Tony. Ich schaff's schon irgendwie.«

»Es ist nicht mehr weit bis zu meinem Wagen«, sagte ich. »Wenn Sie wollen, laufe ich allein weiter und hole ihn.«

»Ich möchte nicht allein bleiben. Ich möchte mit Ihnen gehen.«

»Okay. Dann weiter.«

Wir verließen unser Versteck, eine morsche Bauhütte, aber ich sprang gleich wieder zurück und riß die Schwester des Gangsterbosses

mit mir, denn ich hatte einen Wagen gesehen, in dem zwei Kerle saßen.

Er stand an der nächsten Straßenecke, und die Männer hielten Ausschau - nach uns.

»Hoffentlich haben sie uns nicht bemerkt«, sagte ich gepreßt.

Vorsichtig schaute ich um die Ecke. Der Wagen rollte soeben langsam an. Ich zog mich gleich wieder zurück.

»Sie kommen!« Ich griff nach der erbeuteten Waffe. Eine Kugel befand sich noch in der Trommel.

Petula Bosco nagte nervös an ihrer Unterlippe.

Haben wir noch eine Chance, Tony? schienen ihre ängstlichen Augen zu fragen.

Wir versteckten uns zwischen Mülltonnen, kauerten uns zusammen und das Mädchen preßte sich zitternd an mich. Wir lauschten nach dem Motorgeräusch.

Mir kam vor, als würde der Wagen die Fahrt verlangsamen, als er unsere Höhe erreichte. Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn. Ich bangte nicht so sehr um mich als um das Mädchen.

Obwohl ich der größeren Gefahr ausgesetzt war, denn mit mir würden die Gangster wohl nicht lange fackeln, während sie Petula lebend kriegen wollten.

Der Wagen blieb stehen.

Mein Herz beinahe auch, aber dann fuhr das Gangsterauto weiter, und ich tat einen erleichterten Atemzug. Sie hatten uns nicht bemerkt.

Ich ließ einige Augenblicke verstreichen, dann peilte ich erneut die Lage, und als die Luft rein war, winkte ich Petula zu mir. Wir setzten unseren Weg fort und erreichten wenig später meinen Rover.

Als wir im Wagen saßen, fragte Petula: »Wohin fahren wir jetzt?«

»Ich bringe Sie erst mal zu mir nach Hause. Dann kümmere ich mich um Ihren Bruder und um den Coup, den er angekurbelt hat, und wenn alles vorbei ist, sehen wir uns wieder.«

Ich brauste los und empfahl dem Mädchen, sicherheitshalber auf Tauchstation zu gehen, doch diese Maßnahme erwies sich als überflüssig. Die Gangster hatten unsere Spur verloren.

Diesmal hatten die Hasen gesiegt!

***

Roc Natwick hatte das Alarmsystem ausgeschaltet, und George Quinn schloß die Schlösser auf. Dann stemmten sich Terence Pasquanell und Roc Natwick gegen die schwere Glasvitrine und kippten sie, damit Brian Hawke hineinkriechen konnte.

Mit beiden Händen griff der Untote zu. Er nahm die Augen des Todes an sich und verließ die Vitrine wieder. Nun wollten sich die untoten Juwelendiebe die nächsten Ausstellungsstücke holen.

Fast lautlos arbeiteten sie.

»Ich bin nicht leicht zu überraschen, aber diesmal ist es mal wieder passiert«, raunte Mr. Silver dem Nessel-Vampir zu. »Terence Pasquanell macht mit diesen Zombie-Gangstern gemeinsame Sache.«

Die lebenden Leichen öffneten die nächste Vitrine. Mr. Silver und Boram wollten sie angreifen und ihnen die Augen des Todes abnehmen. Da tauchte plötzlich die Zauberin Arma auf, und der Ex-Dämon und der Nessel-Vampir verbargen sich hinter einer breiten Säule.

Arma steckte fordernd die Hand aus. »Her mit den Augen des Todes!«

Die Zombies gehorchten nicht. Ihr Befehl lautete, die Diamanten Chet Bosco zu bringen.

»Ich will lediglich die Augen des Todes haben«, sagte Arma. »Was ihr sonst noch alles mitnehmt, ist mir egal. Also gebt sie schon her, oder soll ich euch vernichten?«

Anscheinend glaubten die Zombies nicht, daß sie das konnte, denn sie stellten sich in einer Reihe gegen sie. George Quinn setzte sich mit stampfenden Schritten in Bewegung.

Er griff die Zauberin an.

Arma wich keinen Schritt zurück. Sie wußte, daß ihr der Untote nichts anhaben konnte. Quinn war gegen sie ein winziges, unbedeutendes Licht.

Sie stoppte ihn mit der Kraft ihres Willens.

Er wollte weitergehen, konnte aber keinen Schritt mehr tun, und weil er es gewagt hatte, sie attackieren zu wollen, bestrafte sie ihn grausam.

Zuerst traf ihn ein magischer Schock. Kleine blaue Flammen umtanzten seinen Kopf. Quinn torkelte zurück und brach zusammen. Das blaue Feuer vernichtete sein schwarzes Leben.

Trotzdem war Brian Hawke nicht bereit, sich von den Augen des Todes zu trennen. Er war nicht imstande, die Folgen abzuschätzen. Sein Gehirn arbeitete nur noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe.

Arma befahl ihm, zu gehorchen und ihr die Diamanten auszuhändigen, doch Hawke weigerte sich.

»Ich greife Arma an«, sagte Boram leise. »Sie wird so sehr irritiert sein, daß sie kaum Widerstand leisten wird, und während ich ihre schwarze Energie in mich aufnehme, holst du dir die Augen des Todes.«

»Einverstanden«, sagte Mr. Silver.

Aber es kam anders…

Irgend jemandem vom Wachpersonal war aufgefallen, daß das Alarmsystem nicht mehr funktionierte. Er gab die Meldung an seine Kollegen weiter, und nun tauchten die Uniformierten mit schußbereiten Waffen auf.

Plötzlich ging es drunter und drüber.

Arma bestrafte Brian Hawke für dessen Ungehorsam. Sie vernichtete ihn auf die gleiche Weise wie George Quinn, doch die Diamanten bekam sie trotzdem nicht, denn die entriß Terence Pasquanell dem toten Zombie.

Dann versuchten Roc Natwick und Terence Pasquanell zu entkommen. Die Uniformierten eröffneten das Feuer. Ihre Kugeln trafen die Untoten zwar, vermochten sie aber nicht aufzuhalten.

Das wollte Arma tun, doch nun traten Mr. Silver und Boram in Erscheinung. Der Nessel-Vampir hetzte auf die Zauberin zu. Mit ausgebreiteten Armen sprang er sie an.

Sie kreischte auf, als sie das Nesselgift zu spüren bekam. Der Kontakt entzog ihr sofort Energie, schwächte sie aber vorerst nur unwesentlich.

Mr. Silver schaltete sich ein.

Er irritierte die schöne Zauberin mit seiner Silbermagie, und Arma begriff blitzschnell, daß sie hier auf verlorenem Posten kämpfte. Wenn sie sich nicht schnellstens aus dem Staub machte, war sie verloren.

Damit ihm die Kugeln des Wachpersonals nichts anhaben konnten, schützte sich der Ex-Dämon mit Silberstarre, denn die Uniformierten schossen auch auf ihn.

Sie konnten Freund und Feind nicht unterscheiden.

Bevor Mr. Silver verhindern konnte, daß sich Arma absetzte, war sie verschwunden. Boram, der soeben wieder zupacken wollte, griff ins Leere.

Pasquanell und Natwick liefen vor den schießenden Männern nicht davon, sondern gingen auf sie zu. Die Uniformierten waren fassungslos, denn die Zombies schluckten jede Kugel.

Natwick stürzte sich auf einen der Männer und tötete ihn. Niemand konnte dem Mann helfen. Das versetzte die anderen in Panik. Sie ließen Pasquanell und Natwick durch, mußten sie durchlassen, denn es schien unmöglich zu sein, diese bleichen Kerle aufzuhalten.

»Die Zombies hauen ab!« rief Mr. Silver dem Nessel-Vampir zu.

Das Wachpersonal mußte denken, einen Alptraum zu erleben. Lebende Leichen! Ein Mann aus Silber! Und eine Dampfgestalt! Das war in der Wirklichkeit nicht unterzubringen.

Es mußte sich um einen Alptraum handeln.

***

Vicky Bonney öffnete die Tür. »Tony, wo…«

»Später«, unterbrach ich sie und schob ihr Petula Bosco in die Arme. »Paß auf dieses Mädchen auf. Sie wird dir alles erzählen, und was dann noch fehlt, erfährst du von mir, aber jetzt ist keine Zeit dafür. Ist Roxane im Haus?«

»Ja.«
»Und Mr. Silver und Boram?«
»Nein, die wollen die Augen des Todes stehlen.«
Ich rannte ins Haus und brüllte nach Roxane. Die Hexe aus dem Jenseits erschien sofort.
»Möchtest du mich begleiten?« fragte ich. »Es geht gegen Yora.«
»Und gegen Arma«, sagte Vicky Bonney. »Sie ist ebenfalls scharf auf die Augen des Todes.«
»Na, dann können wir uns ja auf einiges gefaßt machen«, sagte ich und griff nach der Hand der schwarzhaarigen Hexe. »Wünsch uns Glück«, rief ich noch meiner Freundin zu, dann verließ ich mit Roxane das Haus.
Während der Fahrt tauschten wir Informationen aus, und als wir unser Ziel erreichten, war dort bereits der Teufel los.
Ich sah Terence Pasquanell und Roc Natwick. Das Wachpersonal schoß ihnen nach. Polizeifahrzeuge trafen ein, und die herausspringenden Männer eröffneten ebenfalls das Feuer auf die Untoten.
Aber über gewöhnliche Kugeln lachten Pasquanell und Natwick nicht einmal. Sie waren ihnen egal. Mühelos schafften sie es, die Polizeisperre zu durchbrechen.
Roxane und ich hefteten uns an ihre Fersen.
Die Zombies liefen zur Themse hinunter und verschwanden in einem großen alten Haus. Wir blieben dran. Was mit den beiden andern Untoten passiert war, wußten wir nicht.
Wir machten uns ihretwegen keine Gedanken.
Vielleicht waren sie von Mr. Silver und Boram erledigt worden. Das Wachpersonal hatte dieses Kunststück höchstwahrscheinlich nicht zuwege gebracht.

***

Bill O'Hara trat vom Fenster zurück. »Sie kommen!« sagte er nervös. »Aber es sind nur zwei: Roc Natwick und Terence Pasquanell. Irgend etwas muß schiefgelaufen sein.«
»Vielleicht haben die Wachleute auf den Kopf gezielt«, knurrte Chet Bosco.
Das Apartment war groß und möbliert. Der Gangsterboß wandte sich an den weißhaarigen Alten.
»Calano, ruf Yora, damit ich ihr die Augen des Todes übergeben kann.«
Der Dämonenbeschwörer nickte und versuchte die Totenpriesterin zu erreichen. Inzwischen schickte Bosco Erroll Cosby zur Apartmenttür, damit er die Zombies einließ.
Es dauerte nicht lange, bis Terence Pasquanell und Roc Natwick das

Apartment betraten. Der Gangsterboß musterte die lebenden Leichen. »Wo ist die Beute? Legt auf den Tisch, was ihr geholt habt!«

Terence Pasquanell legte die Augen des Todes auf den Tisch, mehr nicht. Chet Bosco starrte ihn ungläubig an.

»Ist das alles? Das gibt's doch nicht. Verdammt noch mal, zeigt mir die Juwelen, die ihr gestohlen habt! Ich will sie hier auf dem Tisch sehen! Habt ihr mich nicht verstanden? Ich befehle euch, die Juwelen hier hinzulegen!«

Aber mehr hatten die Untoten nicht erbeutet.

Nur die Augen des Todes, und die gehörten Yora.

Wenn das so ist, wird sie sie nicht kriegen, dachte Chet Bosco enttäuscht. Dann muß sie sich mit Tony Ballard begnügen. Wozu habe ich das alles inszeniert? Doch nicht, um am Schluß mit leeren Händen dazustehen!

Er wollte plötzlich nicht mehr, daß Yora hier erschien, doch Calano hatte die Totenpriesterin bereits gefunden und herbeizitiert. Als die Luft zu flimmern begann, zerbiß der Gangsterboß einen Fluch zwischen den Zähnen.

Jetzt hatte er nicht nur den Ärger, sondern auch noch Yora am Hals. Er hätte gern Zeit gehabt, um sich auf dieses Gespräch vorzubereiten. Wie sollte er in der Eile die richtigen Argumente finden, um Yora davon überzeugen zu können, daß Tony Ballard für sie eigentlich auch genug war.

Noch flimmerte die Luft.

Noch war Yora nicht klar zu erkennen. Chet Bosco versuchte für sich zu retten, was zu retten war. Er stürzte sich auf die Diamanten und steckte sie blitzschnell ein.

Dann war Yora da.

Der Gangsterboß wandte sich ihr zu. Seine Nerven vibrierten. Er wußte, wie ungemein stark dieses Mädchen war, und er hatte Angst vor ihrem Seelendolch, aber seine Habgier überflügelte die Angst.

»Der Juwelenraub war ein ganz großer Flop«, sagte er krächzend. »Ich weiß nicht, was schiefgelaufen ist, jedenfalls schickte ich vier Zombies los, und diese beiden kamen zurück - mit leeren Händen.«

Bill O'Hara warf Erroll Cosby einen unruhigen Blick zu. Der Boß belog die Totenpriesterin. Verdammt, das konnte ins Auge gehen.

»Mit leeren Händen«, sagte Yora gedehnt. »Was ist mit den Augen des Todes?«

»Nicht einmal die haben sie gebracht«, behauptete Chet Bosco.

»Stimmt das, Calano?« fragte die Totenpriesterin den Dämonenbeschwörer.

Bosco starrte den Mann durchdringend an. Er schüchterte ihn mit seinem Blick ein. Calano schwieg vorerst. Es wäre für Yora kein Problem gewesen, den weißhaarigen Dämonenbeschwörer zum Reden

zu bringen, aber sie verzichtete darauf.

Die Wahrheit ließ sich auch anders finden.

Sie spürte, daß sich die Augen des Todes in diesem Raum befanden, und sie wußte, daß die Diamanten auf ihre Magie ansprechen würden. Sie brauchte sie dazu nicht in ihren Händen zu halten.

Yora sandte die Kraft aus, die nötig war, um die Augen des Todes zu aktivieren, und die Diamanten reagierten. Sie entwickelten in Chet Boscos Taschen eine enorme Hitze.

Der Gangsterboß riß entsetzt die Augen auf.

Yora lächelte ihn kalt an. »Sollte ich die Augen des Todes etwa gefunden haben?«

»Ich… ich geb' sie her!« stöhnte Bosco, während ihm dicke Schweißperlen auf die Stirn traten.

Yora verstärkte die Hitze.

»Die… die Zombies kamen mit leeren Händen. Nur mit den Augen des Todes!« keuchte Chet Bosco. »Ich dachte, du hättest mit Tony Ballard genug, und mir würden die Diamanten zufallen.«

Yoras Augen wurden schmal. »Du hast mich belogen.«

»Kannst du das nicht verstehen? Seit Wochen denke ich an nichts anderes als an diesen Coup, und dann geht er *so* aus. Wieso soll ich den Verlust allein tragen? Es sind deine Zombies, die versagt haben.«

»Das kümmert mich nicht. Es war abgemacht, daß ich die Augen des Todes und Tony Ballard bekomme, und du hast dein Wort gebrochen. Das soll dir nun leid tun.«

»Es… es tut mir bereits leid«, schrie Chet Bosco. Er stieß die Hände in die Taschen, um die Diamanten herauszuholen, doch ihre Hitze war so groß, daß er sie nicht berühren konnte. Verstört schrie der Gangsterboß auf und riß die Hände aus den Hosentaschen.

Die Augen des Todes brannten sich durch den Stoff. Das Gewebe verfärbte sich zuerst, wurde braun, dann stieg bläulicher Rauch auf, und Sekunden später schwebten sie zwischen Chet Bosco und Yora in der Luft.

Ein seltsam dumpfes Leuchten ging von ihnen aus.

O'Hara und Cosby hielten den Atem an. Für Calano stand fest, daß Chet Bosco sein Leben verwirkt hatte. Er hätte diesen Betrug niemals versuchen dürfen.

Das würde ihn Yora büßen lassen.

***

»Welche Tür?« fragte ich atemlos.

Roxane konzentrierte sich kurz, dann wies sie auf jene Tür, hinter der sich die Zombies befinden mußten.

»Aber da ist noch etwas, Tony«, warnte mich die Hexe aus dem Jenseits. »Wir müssen sehr vorsichtig sein.«

»Yora?« fragte ich. »Spürst du ihre Nähe?«

»Schon möglich, daß sie sich in diesem Apartment aufhält«, gab Roxane zurück.

»In einigen Sekunden werden wir es wissen«, sagte ich und trat an die Tür.

Das Schloß war ein Witz. Ich hatte es mit meinem Drahtbürstenschlüssel im Handumdrehen offen, und wir hörten, was in der Wohnung gesprochen wurde.

Chet Bosco hatte versucht, Yora anzuschmieren. Ganz klar, daß sich die Totenpriesterin das nicht bieten ließ. Sie würde ihn töten.

Entweder mit dem Seelendolch oder auf irgendeine andere Weise. Möglichkeiten gab es viele.

Ich sah O'Hara und Cosby. Die Gangster kehrten uns den Rücken zu. Mir fiel auf, wie angespannt wie waren. Sie hatten große Angst vor der Dämonin, und das zu Recht.

Der Totenpriesterin konnte es einfallen, nicht nur Chet Bosco, sondern auch sie zu töten. Sie hätten es nicht verhindern können. Yora um Gnade anzuflehen, hatte noch nie Sinn gehabt.

Dämonen kennen kein Mitleid.

Wir schlichen durch die große Diele. Roxanes hübsche Züge wirkten im Moment etwas blaß. Sie war genauso erregt wie ich.

Ich machte einen weiteren Schritt, und plötzlich hatte ich einen Kloß im Hals. Ich sah die Augen des Todes. Yora hatte sie bereits aktiviert!

Genau das hatte ich verhindern wollen. Wir waren zu spät gekommen. Dämonische Kräfte befanden sich nun in diesen schwebenden Diamanten, und ich wußte nicht, wieviel Schaden die Totenpriesterin damit anzurichten vermochte.

»Zuerst wollte ich die Augen des Todes für mich«, sagte die Dämonin. »Doch nun habe ich eine bessere Idee. Terence Pasquanell besitzt keine Augen mehr, deshalb werde ich ihm diese leihen.«

Mich durchlief es eiskalt.

Wenn Pasquanell diese Augen des Schreckens bekam, standen ihm dämonische Kräfte zur Verfügung.

Dann war er wesentlich stärker als ein Zombie und furchtbar gefährlich. Mit diesen Horroraugen wurde er noch mehr zum Höllenwesen. Verflucht noch mal, wie sollten wir ihm dann noch helfen?

Bisher hatte ich noch eine Chance gesehen, doch mit dem, was Yora vorhatte, machte sie sie zunichte. Sie erhob Terence Pasquanell auf diese ungewöhnliche Weise in den Dämonenstand!

»Pasquanell!« sagte die Totenpriesterin schneidend. »Komm hierher!«

Der Untote gehorchte.

»Roxane, er darf diese Augen nicht kriegen!« flüsterte ich der Hexe aus dem Jenseits zu. »Wir müssen eingreifen, müssen verhindern, daß

sie ihn zum Zeit-Dämon macht!«

Ich zog meinen Colt Diamondback aus dem Leder, und dann stürmten wir los.

O'Hara und Cosby erschraken. Aber sie griffen nicht, wie es sonst immer ihre Art war, zu den Kanonen sondern flohen nur in eine Ecke des großen Raumes.

Was in letzter Zeit passierte, war gleich um ein paar Nummern zu groß für sie. Endlich hatten sie das begriffen. Chet Bosco hätte das auch rechtzeitig einsehen sollen, aber seine Gier hatte ihn in die größten Schwierigkeiten seines Lebens gebracht.

Yora mußte den Augen des Todes einen Gedankenbefehl gegeben haben, denn die Diamanten schwebten auf Terence Pasquanell zu.

»Yora!« schrie ich, um sie zu irritieren, und Roxane produzierte magische Blitze, die aus ihren Fingerspitzen rasten.

Doch Yoras Gedankenbefehl war nicht mehr rückgängig zu machen. Die Augen des Todes bewegten sich immer schneller. Ich zielte mit beiden Händen und wollte einen der beiden schwebenden Diamanten abschießen. Es war schwierig, ihn zu treffen, weil er sich bewegte.

Aber ich schaffte es.

Der Erfolg war gleich Null. Das geweihte Silber traf das Diamantenauge zwar, konnte ihm aber nichts anhaben. Die Kraft des geweihten Silbers reichte nicht aus. Die Kugel vermochte das Höllenauge nicht einmal aus der Flugbahn zu stoßen.

Roxanes knisternde Blitze flogen auf Yora zu.

Doch die Totenpriesterin hatte sich rechtzeitig geschützt. Der Abwehrschirm, den sie geschaffen hatte, wurde von den Blitzen getroffen und zerstört, aber Yora schuf sofort einen neuen.

Roc Natwick griff mich an.

Ich streckte ihn mit einer Silberkugel nieder. Calano glaubte, Yora beschützen zu müssen. Er sprang vor die Dämonin und wurde von Roxanes nächster Blitzserie getroffen.

Das überlebte der Dämonenbeschwörer nicht.

Hinter uns tauchten Mr. Silver und Boram auf. Yora war nicht gewillt, sich diesem Kampf zu stellen, aber sie wollte sich nicht absetzen, ohne Chet Bosco bestraft zu haben.

Sie erteilte Terence Pasquanell einen Befehl, den ich nicht verstand. Dabei wies sie auf den Gangsterboß, und ich sah, wie der Werwolfjäger seine Horroraugen auf Chet Bosco richtete.

Es war eine schreckliche Kraftdemonstration, die uns geboten wurde. Bosco trocknete von einem Moment zum nächsten völlig ein. Er wurde zur Mumie, dann zum Skelett. Doch der Alptraum ging noch weiter. Aus den Knochen wurden Stacheln, die sich uns entgegenreckten.

Das, was aus Chet Bosco geworden war, stand jetzt auf Yoras Seite. Es hatte die Fronten gewechselt und warf sich uns entgegen, um uns

aufzuhalten.

Roxane und Mr. Silver zerstörten dieses Stachelwesen mit ihrer Magie. Den Rest gab ihm Boram, der in sich aufsaugte, was noch an schwarzen Kräften übrig war, denn sie wurden von ihm umgewandelt und zu weißer Energie gemacht.

Indessen verschwand Yora mit Terence Pasquanell.

O'Hara und Cosby warfen ihre Waffen weg und ergaben sich. Wir schnürten sie zu handlichen Paketen und verständigten erst Peckinpah, dann die Polizei. Uns hätte man kein Wort dieser haarsträubenden Geschichte geglaubt, deshalb überließen wir es Tucker Peckinpah, mit den Behörden zu sprechen, warteten nicht länger und fuhren nach Hause.

Pasquanell verursachte mir Magenkrämpfe, denn er besaß nun die Höllenaugen, und wie wir gesehen hatten, vermochte er damit eine Menge Schaden anzurichten.

Wir konnten sicher sein, daß wir bald wieder von dem bärtigen Werwolfjäger hören würden.

Als wir nach Hause kamen, traf mich Petula Boscos fragender Blick. Es widerstrebte mir, ihr die Wahrheit zu sagen. Was hatte es für einen Sinn, ihr zu erzählen, auf was für eine grauenvolle Weise ihr Bruder ums Leben gekommen war?

Es genügte meiner Ansicht nach, ihr zu sagen, daß ihr Bruder tot sei. Sie nahm es erstaunlich gefaßt auf, als hätte sie damit gerechnet.

»Vielleicht ist es besser so«, sagte Petula leise. »Er hat in seinem Leben so viel Schlechtes getan… Das mußte sich irgendwann einmal rächen.«

»Sein Tod erspart es Ihnen, vor Gericht gegen ihn auszusagen«, erklärte ich. »Die Polizei wird sich an O'Hara und Cosby halten. Mit deren Aussage wird man all die anderen ins Gefängnis bringen, die für Ihren Bruder gearbeitet haben.«

Petulas Augen schwammen in Tränen. »Ich schäme mich für Chet.«

»Das brauchen Sie nicht. Sie können nichts für das, was Ihr Bruder getan hat, Petula. Quälen Sie sich nicht damit. Ihr Bruder hat für seine Taten gesühnt«, sagte ich.

Mehr als das, fügte ich in Gedanken hinzu, und ich hatte dabei einen gallebitteren Geschmack im Mund. Ich begab mich zur Hausbar und nahm mir einen Pernod, doch der unangenehme Geschmack ließ sich damit nicht hinunterspülen.

Das Problem saß tiefer…

ENDE